

DIE WELTWOCHEN



4 194407 004900
2 4

Rousseau und die Schweiz

Der Kampf des grossen Philosophen für die direkte Demokratie.

Von Pirmin Meier

Nationalbank: Licht aus

Der Schimmer von Transparenz ist weg.

Von Urs Paul Engeler




ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO
CHRONOMASTER OPEN

www.zenith-watches.com



Faszinierende Traumwelten im Schattenreich – zum ersten Mal in Basel.

SHADOWLAND

Nach restlos ausverkauften Shows in ganz Europa kommt Pilobolus mit «Shadowland» Ende August nach Basel und projiziert herrliche Traumwelten aus dem Schattenreich. Profitieren Sie von 20 % Rabatt.

Im Jahr 2007 faszinierte die amerikanische Tanzkompanie Pilobolus die ganze Welt. Die Fernsehbilder ihrer spektakulären Performances im Rahmen der Oscar-Verleihung gingen rund um den Globus. So etwas hatte man noch nie gesehen: Hinter einer beleuchteten Leinwand verschmolzen Menschenknäuel elegant zu Gegenständen, Körper fügten sich zu beeindruckenden Fantasiegebilden, zerfielen wieder, wurden zu neuen Figuren. Das Publikum war hingerissen.

Bei «Wetten, dass...?» konnten erstmals die deutschsprachigen Fernsehzuschauer eine faszinierende Schatten-Performance der Kompanie sehen. Sie riss mit ihren fantasievollen und perfekt dargestellten Schattenfiguren nicht nur Gottschalks Talk-Gäste aus dem Sofa, auch das Publikum war von der Darbietung hingerissen.

Die Geschichte

Nacht. Ein kleines Haus in einer kleinen Strasse. Ein Mädchen im Teenageralter macht sich bettfertig. Sie strebt nach Unabhängigkeit, aber für ihre Eltern ist sie noch das kleine Mädchen. Da sie mit ihren Gedanken nur ins Reich der Träume fliehen kann, geht sie schlafen, doch nur so lange, bis sie durch etwas aufgeweckt wird, was hinter ihrer Schlafzimmerwand lauert – ihr Schatten.

Plötzlich dreht sich die Wand ihres Zimmers und nimmt sie auf der anderen Seite gefangen. Da sie

nicht fliehen kann, begibt sich das Mädchen auf eine Entdeckungsreise, tiefer und tiefer in das Land der Schatten, um einen Weg nach draussen zu finden. Merkwürdige Kreaturen begegnen ihr auf der Reise – gleichzeitig komisch und böse, angsteinflößend und verführerisch-verrückte Köche versuchen sie in einer Suppe zu verkochen, Monster mit Klauen drohen sie zu zermahlen, und eine gigantische Hand verwandelt sie in einen Hund, und ein Zentaur findet den Weg zum Herzen des Hundemädchens. Mit der flüchtigen Logik eines Traums, der Anmut eines akrobatischen Tanzes, dem Humor des besten Cartoons und dem Herzen einer Liebesgeschichte feiert «Shadowland» die seltsame Kraft der Verwandlung bei Dunkelheit, um uns in unerwarteter und aufregender Art und Weise zu zeigen, wer wir sind.

Pilobolus

Schattentheater? Tanz? Verblüffend sind nicht nur die Figuren, die aus menschlichen Körpern entstehen. Spektakulär sind auch die Effekte, die Pilobolus durch verschiedene bewegliche Leinwände auf mehreren Ebenen erzeugt. Es entstehen Bilder jenseits des Schwerpunkts. Mit Akrobatik und Poesie zeigen uns die Tänzerinnen und Tänzer, dass der Mensch auch Tier, Pflanze, Landschaft und das Universum schlechthin sein kann. **Da verwandeln sich die Schatten der Tänzer in fahrende Autos, Elefanten, aufgehende Blüten, Burgen oder Zentauren.**

Weltwoche-Spezialangebot

Showsensation SHADOWLAND

Veranstaltungen vom 28. 8. bis 2. 9. 2012

1. Kat. Fr. 72.– statt Fr. 90.–
2. Kat. Fr. 60.– statt Fr. 75.–
3. Kat. Fr. 48.– statt Fr. 60.–
4. Kat. Fr. 36.– statt Fr. 45.–

Veranstaltungen vom 31. 8. 2012 und 1. 9. 2012 (20 Uhr).

1. Kat. Fr. 80.– statt Fr. 100.–
2. Kat. Fr. 68.– statt Fr. 85.–
3. Kat. Fr. 56.– statt Fr. 70.–
4. Kat. Fr. 44.– statt Fr. 55.–

Bestellung

Senden Sie Ihre Bestellung per Mail an ticket@actentertainment.ch, oder bestellen Sie telefonisch unter der Telefonnummer 061 226 90 03.

Weitere Informationen unter: www.actnews.ch

Intern

Als unser Redaktor Andreas Kunz vor ein paar Monaten ein Wochenende im Berner Oberland verbrachte, stiess er per Zufall auf eine Geschichte, die ihn nicht mehr losliess. Ein Bewohner des idyllischen Dörfchens Oberried am Brienersee setzte 20 000 Franken Belohnung aus, um den Verfasser mehrerer Drohbrieft zu fassen, die an ihn und seine Familie verschickt worden waren. Kunz recherchierte



Trügerisches Idyll: Oberried am Brienersee.

weiter, reiste mehrfach ins Berner Oberland und sammelte über ein Dutzend Drohbrieft, die in Oberried in den letzten fünfzig Jahren verschickt worden waren. Er stiess auf eine Geschichte über Neid und Missgunst, Sex und zwei junge Slowakinnen, über versteckte Feinde und einen Molotowcocktail – vorgefallen in einem der wohl schönsten Schweizer Dörfert mitten in den Bergen. Seite 26

Vor sechzig Jahren Jahren stand Leinwandlegende Bud Spencer, bürgerlich Carlo Pedersoli, das erste Mal vor der Kamera. Zum Interview empfing der 82-jährige Italiener unseren Mitarbeiter Claas Relotius in seinem römischen Büro mit grossväterlichem Charme und der erhabenen Grandezza eines Mafia-Paten: Er verteilte Honigbonbons und Zigaretten, bevor er seine imposanten Hände über dem Bauch zusammenlegte, um mit tiefer Stimme von seinem Leben als Filmlegende und Frauenheld zu erzählen. Als er auf seine Gattin Maria Amato zu sprechen kam, wurde Spencer melancholisch: Er legte eine Schallplatte mit neapolitanischen Liebesliedern auf – und sang eine halbe Stunde lang gedankenversunken mit.

Ein Gespräch über die Philosophie des Essens, das Geheimnis ewiger Liebe und die Frage, was einen echten Mann ausmacht. Seite 48

Die Affäre Keller-Sutter sorgte im vergangenen Herbst landesweit für Schlagzeilen. Die damalige St. Galler FDP-Regierungsrätin und heutige Ständerätin hatte, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigten, durch direkte Einflussnahme einen rechtskräftigen Asylentscheid umgestossen und einer türkischen Familie, die im Verfahren gelogen hatte und überdies schlecht integriert war, zur Bleibe in der Schweiz verholfen. Die Informationen stammten aus erster Hand: Whistleblower Adrian Strässle, der zehn Jahre lang im St. Galler Migrationsamt tätig gewesen war, kannte den Fall in allen Details. Jetzt ist der Whistleblower von der St. Galler Staatsanwaltschaft wegen mehrfacher Verletzung des Amtsgeheimnisses bestraft worden. Gleichzeitig bestätigt die Untersuchung sämtliche Vorwürfe an die Adresse von Karin Keller-Sutter, wie *Weltwoche*-Inlandchef Philipp Gut in seinem Beitrag zeigt. Seite 22

Barbara Sichtermann hat mit ihren Bestsellern «Leben mit einem Neugeborenen» und «Vor-sicht Kind» Tausende von Eltern begleitet. Mit knapp siebzig Jahren hat sie nun das Buch «Was Frauen Sex bedeutet» herausgebracht. Unsere Autorin Barbara Lukesch, die selber regelmässig über Sexualität schreibt, hat die temperamentvolle Frau in ihrer Berliner Altbauwohnung besucht. Sichtermann erzählte, dass *Emma*-Herausgeberin Alice Schwarzer für sie beim Schreiben hin und wieder eine Art Über-Ich war, deren mögliche Reaktion sie sich vorzustellen versuchte. Nicht immer, glaubt Sichtermann, habe sie Schwarzers Geschmack getroffen. Seite 46

Wann ist es Zeit,
sich ausgezeichnet
beraten zu lassen?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,
Andreas Kunz, Christoph Landolt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
Florian Schwab, Lucien Scherrer
Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Markus Gisler, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Pia Reinacher, Peter Rüedi,
Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),
Verena Tempelmann, Pearlrie Frisch (*Assistentin*)
Layout: Tobias Schär (*Leitung*),
Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),
Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),
Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,
info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt
auf Recyclingpapier, das aus
100 % Altpapier hergestellt ist.
Es schont damit Ressourcen,
Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





*Birgt Ihr Portfolio
unliebsame
Überraschungen?
UBS Portfolio
Health Check.*

Jetzt gratis Portfolio überprüfen:
Telefon 0800 868 402
www.ubs.com/portfoliohealthcheck

Anlageberatung ist unser Handwerk seit 1862.

Beim UBS Portfolio Health Check überprüfen wir zuerst, ob wir Ihre Anlegerziele richtig verstehen, und vergleichen diese dann mit der Ausrichtung Ihres Portfolios.

Daraufhin wird die Qualität jeder Position im Portfolio beurteilt, einfach, schnell und fundiert.

Vereinbaren Sie einen persönlichen Termin.

Wir werden nicht ruhen



Liebe NZZ,

Du hast im Februar 2010 in einem Artikel, der sich mit der Glaubwürdigkeit von Medien auseinandersetzte, die Behauptung aufgestellt, bei der *Weltwoche* herrschten unübersichtliche Besitzverhältnisse. Du hast geschrieben, es habe beim Kauf durch mich mutmasslich «edle Gönner» und Geldonkels im Hintergrund gegeben, so dass ich gar kein richtiger Verleger, sondern nur ein Scheinverleger bin, der seine Leser und seine Inserenten anschwandelt, wenn er sich ihnen gegenüber als unabhängiger Journalist und Unternehmer präsentiert. Darüber hinaus hast Du angedeutet, dass ich von diesen «edlen Gönnern» allenfalls Direktiven, also Befehle empfangen würde, was auf die Feststellung hinausläuft, dass ich ferngesteuert werde. Es versteht sich, dass Dein Artikel zur Schlussfolgerung gelangt, Transparenz und Glaubwürdigkeit, die Du mir subtil absprichst, seien im Zeitungsgeschäft entscheidend.

Ich fiel aus allen Wolken. Die *Weltwoche* habe intransparente Besitzverhältnisse? Es gebe Geldgeber, Hintermänner und Befehle? Tatsache ist: Die *Weltwoche* hat die transparentesten Besitzverhältnisse aller Schweizer Zeitungen. Ich habe sie gekauft. Ich habe den Kauf mit meinem persönlichen Vermögen und meinen Bankkrediten finanziert. Mir gehören alle Aktien. Ich bin für alles verantwortlich, was hier geschrieben wird. Die Tatsache, dass über den Verkaufspreis Vertraulichkeit vereinbart wurde, kann nicht der Grund für Deinen Vorwurf der Intransparenz gewesen sein. Kürzlich hat zum Beispiel der Aargauer Verleger Peter Wanner für einen ebenfalls unbekanntem Betrag mehrere Fernsehsender und Radiostationen gekauft, ohne dass deren Besitzverhältnisse als intransparent bezeichnet worden wären.

Den Autor des Artikels, Deinen Medienexperten Rainer Stadler, kenne und mag ich eigentlich sehr gut. Wir haben früher zusammengearbeitet, uns aber auch später immer wieder getroffen. Der Zufall wollte es, dass Rainer Stadler ein paar Wochen vor Erscheinen seines Artikels bei mir zu Hause beim Abendessen war. Wir diskutierten über Gott und die Welt, über Politik und über Medien, aber wir hatten uns nicht eine Sekunde lang über die *Weltwoche* und ihre «Besitzverhältnisse» unterhalten. Genau genommen, hat mich Rainer Stadler noch gar nie auf die «Besitzverhältnisse» der *Weltwoche* angesprochen. Er hat auch für seinen Artikel von mir nie Informationen verlangt, obschon ich als Eigentümer doch

durchaus qualifiziert gewesen wäre, Auskünfte zu erteilen. Vermutlich empfindet Stadler die Besitzverhältnisse der *Weltwoche* vor allem deshalb als intransparent, weil er sich noch nie ernsthaft mit dem Thema befasst hat.

Intransparenz, ein Chefredaktor als möglicher Direktiven-Empfänger: Das sind nicht die üblichen Flegelien, die sich Verlagshäuser aus Mangel an besseren Argumenten im täglichen Kampf um Leser und Inserenten wechselseitig vorwerfen. Deine Anschuldigungen, liebe NZZ, gehen tiefer. Sie stellen meine Integrität und Glaubwürdigkeit als Unternehmer in Frage. Sie rücken mich als Person ins Zwielicht und damit mein journalistisches Schaffen, das die Grundlage des Vertrauens meiner Leser und Anzeigenkunden bildet. Und da Du, liebe NZZ, nicht irgendein Feld-, Wald- und Wiesen-Blatt bist, sondern eine gerade in Wirt-



Erfundene Anschuldigungen.

schaftskreisen tonangebende Zeitung, für die ich selber während sieben Jahren mit grosser Dankbarkeit gearbeitet habe, haben die von Dir geäusserten Zweifel an meiner Unabhängigkeit Gewicht – auch wenn Du für keine Deiner Aussagen auch nur den geringsten Beweis vorlegst.

Ich meldete mich umgehend bei Kollege Stadler, damit ich wenigstens rückwirkend auf die Vorwürfe reagieren könne. Das Begehren wurde abgelehnt, ich solle doch einen Leserbrief schreiben. Das empfand ich als ungerecht, denn Du, liebe NZZ, nicht ich, hattest die Falschaussagen in die Welt gesetzt. Um deren Wiederholung zu unterbinden, entschloss ich mich, den Rechtsweg mit einer Klage wegen Persönlichkeitsverletzung und Kreditschädi-

gung zu beschreiten. Ich habe nichts dagegen, wenn die *Weltwoche* kritisiert wird, aber es kann nicht sein, dass ein angesehenes Wirtschaftsblatt seine historisch gewachsene Glaubwürdigkeit missbraucht, um einen Mitkonkurrenten im Markt mit erfundenen Behauptungen in Misskredit zu bringen. So also kam es zur gerichtlichen Auseinandersetzung. Ich schlug abermals vor, die Klage fallenzulassen, wenn ich endlich zu den Vorwürfen Stellung nehmen könne. Diesmal wurde das mit der Begründung abgelehnt, man mache keine Interviews mit Leuten, die die NZZ verklagen.

Letzte Woche kam ohne Beweisverfahren und ohne Hauptverhandlung das erstinstanzliche Urteil des Zürcher Bezirksgerichts heraus. Ich kassierte eine Niederlage. Obwohl der Fall noch nicht abgeschlossen ist, hast Du, liebe NZZ, bereits triumphierend darüber berichtet. Die Zürcher Richter sehen im Artikel zwar eine Persönlichkeitsverletzung, weil er die Frage «nach der redaktionellen Einflussnahme durch Dritte offenlässt». Trotzdem sei die Persönlichkeitsverletzung in meinem Fall gerechtfertigt, denn – ich traute beim Lesen meinen Augen nicht – es sei eben eine Tatsache, dass die *Weltwoche* «intransparente Besitzverhältnisse» habe. Ich könne, schrieben die Richter, gar nicht der wahre Besitzer der *Weltwoche* sein, denn es sei «gerichtsnotorisch, dass Banken ihre Darlehen nur mit genügend vorliegenden Sicherheiten gewähren. Diese Sicherheiten bestanden beim Kläger gemäss seinen eigenen Angaben nicht, da er sein gesamtes Vermögen bereits in den Kauf investiert hatte.» Fazit des Bezirksgerichts: Es müsse mich jemand unterstützt haben, ergo seien die «Frage» nach den Direktiven und damit die Persönlichkeitsverletzung erlaubt.

Ich habe ein gewisses Verständnis dafür, wenn staatlich fixbesoldete Richter Mühe haben, sich in marktwirtschaftliche Vorgänge hineinzudenken. Allerdings, und mit Verlaub: Der Kauf der *Weltwoche* hat nun einmal so stattgefunden, wie ich ihn beschreibe. Ich habe die Kredite tatsächlich erhalten. Es gab keine verdeckten Garantien und Sicherheiten. Meine einzige Sicherheit war die *Weltwoche*, die ich schleunigst in die schwarzen Zahlen führen musste. Die Richter liegen falsch. Fremdfinanzierung durch Banken ist kein automatischer Beweis für Intransparenz. Wäre es so, hätten die meisten Schweizer Firmen intransparente Besitzverhältnisse, weil die meisten Firmen Bankkredite in Anspruch nehmen.

Liebe NZZ, Du wirst verstehen, dass ich ein derartiges Urteil zwingend anfechten muss, weil es die Beweislast umdreht. Nicht ich muss beweisen, dass ich der Besitzer der *Weltwoche* bin, sondern Du musst Fakten und Beweise vorlegen für Deine kreditschädigenden Behauptungen.

Roger Köppel



Selbstlos: Nobelpreisträgerin Suu Kyi. Seite 38



Nebulös: Widmer-Schlumpf, Jordan. Seite 18



«*Erotischer Esprit*»: Liebespaar. Seite 46



Bürgerpflicht: Philosoph Rousseau. Seite 54

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Ständerätlicher Zirkelschluss im Fall Blocher
- 9 **Im Auge** Paul McCartney, Komponist
- 10 **Sport** «Shevas» magische Rückkehr
- 11 **Personenkontrolle** Gross, Cassis, Caroni, Merz, Girod, Castro, Obama, Mader, Strik, Müller
- 11 **Nachruf** Ray Bradbury, Schriftsteller
- 12 **Die Deutschen** Claudia Roth im Nahen Osten
- 12 **Wirtschaft** Staatlich festgesetzte Preise sind häufig zu tief
- 13 **Ausland** Westliche Entschlusskraft im Test
- 14 **Mörgeli** Solidarisch in den Abgrund
- 14 **Bodenmann** Linke Rezepte von Gysi, Lafontaine und Fischer
- 15 **Medien** 20 Minuten, 20 Millionen
- 15 **Kostenkontrolle** 800 000 Franken für Volkserziehung
- 16 **Leserbriefe** / Darf man das?

Hintergrund

18 Nationalbank: Licht aus

Der kurze Schimmer von Transparenz ist erloschen

20 Nationalbank liegt richtig

Die Frage nach einer neuen Geldpolitik stellt sich nicht

21 Hildebrand Geniales Comeback

22 «Bestraft für die Wahrheit»

Whistleblower Adrian Strässle wird von der Justiz hart belangt

24 Generation Psycho

Immer mehr Kinder werden in Sonderschulen gesteckt

26 20 000 Franken Belohnung

Eskalation nach Drohbriefen in einem kleinen Berner Dorf

30 Verkehr

Eine Ökosteuer könnte zu mehr CO₂-Ausstoss führen

31 StudivZ Aufstieg und Fall eines Facebook-Konkurrenten

32 «Reinigendes Gewitter»

Ein europäisches Zweiwährungssystem gegen die Finanzkrise

34 Pumpkapitalismus und Voodoo

Eine Kulturgeschichte der Schulden

37 Essay

Ablasshandel einst und heute

38 Der eiserne Schmetterling

Aung San Suu Kyi und ihr Kampf für Demokratie in Burma

40 Schützenhilfe vom Intimfeind

Ex-Unterhändler des Irans gibt Einblick in das Atomdossier

43 Fussball

Die entscheidende Rolle des Zufalls

44 Die Schwestern der Muslimbrüder

In der ägyptischen Bewegung gewinnen Frauen an Bedeutung

46 Schwer zu zähmen

Publizistin Sichtermann über das weibliche Triebleben



«Wir haben tatsächlich alles aufgegessen»: Filmlegende Bud Spencer. Seite 48

Interview

48 «Ich bin ein Universal-Dilettant»

Der Italiener Carlo Pedersoli, besser bekannt als Bud Spencer, über die Philosophie des Essens, das Geheimnis ewiger Liebe und richtige Männer

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Kunstgriffe an der Art Basel

54 Bestseller

54 Jahrtausend-Schweizer Rousseau

Der weltberühmte Schweizer Schriftsteller und Philosoph Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) war ein Verfechter der direkten Demokratie

56 Moral War Rousseau ein Rabenvater?

58 Top 10

58 Kino «Barbara»

59 Jazz Pat Metheny: Unity Band

60 Namen Kunst oder Fussball?

61 MvH Meine Bar

61 Gesellschaft Das neue Gezeiter über zu dünne Models

62 Die Besten Balsam für Haut und Haar

63 Thiel Die Wahllosigkeit der Gewählten

63 Wein Barbera d'Asti Superiore Rouvè 2006 und Gustin 2007

64 Zu Tisch Der Moskauer Star-Koch Anatoly Komm

65 Auto Mercedes SLS AMG Roadster

66 Hochzeit Daniela Truffer und Markus Bauer

Autoren in dieser Ausgabe

Pirmin Meier



Der Gymnasiallehrer und Schriftsteller hat Germanistik, Philosophie und Geschichte studiert. In seinem Beitrag porträtiert er den weltbekannten,

vor genau 300 Jahren geborenen Schweizer Schriftsteller und Philosophen Jean-Jacques Rousseau als früher Verfechter der direkten Demokratie. Seite 54

Claas Relotius



Der freie Journalist schreibt u.a. für die *Welt*, die *Süddeutsche Zeitung* und *Cicero*. Für die *Weltwoche* hat er den 82-jährige Filmstar Bud Spencer

besucht, der eigentlich Carlo Pedersoli heisst und auch schon als Schwimmer, Sänger, Modedesigner oder als Erfinder der Einwegzahnbürste brillierte. Seite 48

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH



Stockholms kulinarische Schätze

Kulinarikreise für Weltwoche-Leser: Geniessen Sie die skandinavische Küche in Stockholm – von klassisch bis innovativ: Donnerstag, 20. 9., bis Sonntag, 23. 9. 2012.

Stockholm bezaubert mit seinen prächtigen Fassaden, der einmaligen Atmosphäre und ausgezeichneten Kulinarik. Erleben Sie die Stadt, auf den Spuren lokaler Genüsse – von klassisch bis innovativ. Sie degustieren die frischesten Meeresfrüchte und einheimische Spezialitäten, modern interpretiert. Und bei einer privaten Bootstour zu den Schären können Sie sich in der nordischen Naturkulisse beim Fischen, Nichtstun oder bei skandinavischer Saunakultur entspannen.

Donnerstag, 20. 9. 2012

Gegen Mittag Ankunft in Stockholm und Check-In im Hotel. Kulinarische Tour durch die Altstadt mit Besichtigung der grössten Markthalle, wo Sie die lokalen Spezialitäten wie marinierten und geräucherten Lachs, Rogen, Shrimps etc. degustieren. Danach erkunden Sie die geschichtsträchtigen Gassen der Altstadt. Individuelles Abendprogramm.

Freitag, 21. 9. 2012

Individuelles Morgenprogramm, danach private Bootstour mit Bo Lundgren zu den Inseln der Schären wo Sie verschiedene exklusive Plätze besichtigen und sich beim Fischen und Relaxen vor dem Hintergrund der nordischen Naturkulisse entspannen können. Weiterfahrt zum denkmalgeschützten Haus von Bo auf einer kleinen Insel und Genuss von frischen Köstlichkeiten an einem Tisch direkt am Wasser, dann typisch schwedischer Saunagang.

Samstag, 22. 9. 2012

Nach dem Frühstück Stadtführung durch Södermalm, vorbei an jahrhundertalten Schweden-Häuschen und mit fantastischer Aussicht auf die Altstadt und den Hafen. Danach Besuch des Trendviertels SoFo mit seinen trendigen Boutiquen, Designerläden und Restaurants. Individuelles Nachmittagsprogramm. Am Abend geniessen Sie im Restaurant «Smak» eine kulinarisch innovative Entdeckungsreise, wo Sie Ihr harmonisches Menü aus verschiedenen Gerichten – jedes nach seinem vorherrschenden Geschmack benannt – ganz individuell zusammenstellen.

Sonntag, 23. 9. 2012

Individuelle Besichtigung des Nationalmuseums, der Insel Skeppsholmen und dem Moderna Museet. Danach Abschiedslunch im Garten des «Skeppsholmen»-Hotels mit seinen eleganten, ultramodernen und denkmalgeschützten Gebäuden. Transfer zum Flughafen und Abflug, mit Ankunft am frühen Abend in Zürich.

Spezielle Erlebnisse

- Kulinarische Tour durch die Altstadt
- Private Bootstour in den Schären
- Fischen, Relaxen und Saunagang
- Abendessen in der Natur der Schären
- Degustationsmenü im «Smak»
- Degustation lokaler Spezialitäten

Weltwoche-Spezialangebot

Kulinarikreise für Weltwoche-Leser «Stockholms kulinarische Schätze»

Donnerstag, 20. 9., bis
Sonntag, 23. 9. 2012

Reisearrangement/Preis

Für Abonnenten: Fr. 2470.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2670.–
Teilnehmerzahl: max. 16 Personen

Detailprogramm/Anmeldeformular

Detaillierte Informationen zum
Reiseprogramm mit Anmeldeformular
finden Sie unter
www.weltwoche.ch/platinclub

Anmeldung/Anmeldeschluss

Unter www.weltwoche.ch/platinclub
oder direkt bei Seventhaven
Anmeldeschluss: bis 19. 7. 2012

Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf
Kulinarikreisen spezialisierte
Boutique-Reiseagentur
Seventhaven Switzerland Ltd.
in Zürich,
www.seventhaven.ch
Telefon: 044 777 70 70
E-Mail: info@seventhaven.ch

Zirkelschluss der Ständeräte

Von Alex Baur — Mit einer eigenmächtigen Auslegung der Gesetze soll Nationalrat Blocher die Immunität entzogen werden. Doch die Immunität ist kein rechtliches, sondern ein politisches Anliegen.



Im schlimmsten Fall eine bedingte Geldstrafe: Politiker Blocher.

Gemäss Artikel 17 des Parlamentsgesetzes ist die Sache klar: «Das Gesuch um Aufhebung der Immunität wird von der zuständigen Kommission desjenigen Rates zuerst behandelt, dem das beschuldigte Ratsmitglied angehört.» Im Fall Christoph Blocher war das der Nationalrat. Dieser lehnte die Aufhebung der Immunität des SVP-Politikers bekanntlich im ersten Durchgang zumindest teilweise ab. Der Ständerat weigerte sich indes, auf das Anliegen überhaupt einzutreten, und schloss damit die Gewährung der Immunität a priori aus.

Auch dieser Fall ist im Gesetz vorgesehen. «Stimmen die Beschlüsse der beiden Kommissionen über das Eintreten auf das Gesuch oder die Aufhebung des Gesuches nicht überein», so steht es im eingangs erwähnten Paragraphen geschrieben, «findet eine Differenzbereinigung [...] statt.» Und weiter: «Die zweite Ablehnung durch eine Kommission ist endgültig.» Der Nationalrat kam in der zweiten Runde (Differenzbereinigung) zuerst an die Reihe. Und er hielt an seinem Entscheid fest: Die Aufhebung der Immunität Blochers nach dessen Vereidigung wird abgelehnt. Damit, so würde man meinen, war die Sache nach dem Buchstaben des Gesetzes definitiv erledigt.

Die Kommission des Ständerates hat diese Woche trotzdem noch einmal getagt – und sie beharrt auf ihrem früheren Entscheid: Nicht-

eintreten, und zwar definitiv. Sie vertritt aus nicht näher dargelegten Gründen offenbar die Meinung, «Nichteintreten» sei in diesem Fall gewichtiger als «Aufhebung». Auf welches Gesetz sie sich dabei beruft, bleibt nebulös. Christoph Blocher, selber Jurist, mag diesen ratherrlichen Entscheid nicht auf sich beruhen lassen und prüft nun rechtliche Schritte.

Das Chaos unter der Bundeskuppel ist perfekt. Der Laie kommt schon lange nicht mehr draus, und selbst Juristen kommen ins Schlingern. Dafür trägt der Ständerat die Hauptverantwortung. Er hat alles unternommen, um den hochpolitischen Fall auf die juristische Schiene zu verlagern und damit der politischen Debatte zu entziehen, wo er hingehört. Dazu muss man sich vorweg die innere Logik des «Nichteintretens» vor Augen halten: Es liege kein Fall von Immunität vor, wurde argumentiert, also brauche man gar nicht darüber zu entscheiden, ob ein Fall von Immunität vorliegt. Ein Zirkelschluss, wie er nur einem Juristen-Hirn entspringen kann.

Man kann es Nationalrat Blocher nicht verübeln, dass er einem streng juristisch begründeten Entscheid mit juristischen Mitteln begegnet. Ob es politisch und taktisch nicht klüger wäre, die Strafuntersuchung der Zürcher Staatsanwaltschaft einfach über sich er-

»» Fortsetzung auf Seite 10

Yesterday



Paul McCartney, Komponist.

Diese lispelnden, halbherzig mitsummennden, Karaoke-mässig den Schein des Singens erweckenden Fussballer in den ukrainischen und polnischen Arenen wecken weitere schlimme Zweifel an der Verfassung des guten alten Europa. Nur wenige können den Text ihrer Hymne, ausser den «Fratelli d'Italia». Kicker mit Migrationshintergrund verweigern schlicht das Lippenbekenntnis zum neuen Vaterland; alle Spanier bleiben stumm. Gut, die Musik des Deutschlandliedes hat, ungefragt, ein Österreicher namens Joseph Haydn geliefert; die glorreiche Marseillaise ist vermutlich deutschen Ursprungs. Was das mit Paul McCartney, 69, zu tun hat? Auch er füllt, singend, die Stadien randvoll, in Rio hat er sogar zwei Millionen Brasilianer begeistert, ohne dass er etwas mit Fussball am Hut hat. (Seine Tochter Stella hingegen schneiderte die Uniformen der britischen Olympiasportler.) Und er komponierte die grenzübergreifende Hymne einer ganzen Generation: «Yesterday», die nostalgische Ballade, die so gut passt zum heutigen Kriseneuropa. «All my troubles seemed so far away.» Alle Probleme so weit weg.

McCartney verfolgten Plagiatsverdächtigungen. War Nat King Cole der Melodiengeber des inzwischen meistgespielten Songs, der auf der «Help!»-LP der Beatles erschien? Wie und wo Komponisten komponierten, das Geheimnis der Inspiration, führte immer ans Klavier, später auch zur Gitarre, jetzt an den Computer. Richard Wagner beanspruchte noch die Kulisse aristokratischer Residenzen und schmachten der Hausherrinnen. Paul McCartney aber flog das Lied im Traume zu, eines Nachts vor 48 Jahren im Bett seiner damaligen Freundin Jane Asher. So erzählt es Tony Sheridan, 72, ein britischer Früh-Rocker und Weggefährte McCartneys, in einem neuen Hörbuch. Erfahren hat er die Schöpfungsgeschichte von Paul selbst. «Am Morgen, als er auf der Toilette sass, sang er die Melodie dann leise vor sich hin.» McCartney reimte zunächst den Nonsense-Text hinzu: «Scrambled eggs, oh, my baby, how I love your legs ...» Rühreier, Schätzchen, Beine. Behält jeder Fussballer im Kopf. Peter Hartmann

gehen zu lassen, ist eine andere Frage. Viel zu befürchten hat Blocher von diesem Verfahren kaum, bei dem ihm schlimmstenfalls eine bedingte Geldstrafe droht. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Affäre zum Rohrkrepiere für die Zürcher Staatsanwaltschaft entwickelt, ist mindestens so gross.

Allerdings birgt der Fall eine grundsätzliche Dimension, die weit über die Person Blocher hinausgeht. Erstmals gelangt nun die im letzten Dezember in Kraft getretene neue Definition der Immunität zur Anwendung, deren Auslegung in der Praxis erst erarbeitet werden muss. Die Staatsanwaltschaft hat mit ihrer eigenmächtigen Hausdurchsuchung bei der Familie Blocher bereits ein bedenkliches Präjudiz gesetzt. Die Immunitätsauslegung sollte man nicht den Juristen überlassen.

Hochpolitischer Fall

Die historisch gewachsene parlamentarische Immunität wurde geschaffen, um Volksvertreter vor missbräuchlichen Gerichtsverfahren zu schützen (*Weltwoche* Nr. 23/12). Ob eine derartige Gefahr droht, ist keine juristische Frage – sonst könnte man getrost die Richter damit betrauen –, sondern stets eine politische, der sich die Politik in einer offenen Debatte stellen muss. Formaljuristische Schattengefächte, wie sie der Ständerat inszenierte, sind zu vermeiden.

Dass die Immunität gesetzlich stark eingeschränkt und eng mit der Funktion des Parlamentariers verknüpft wurde, ändert daran nichts. Gerade der hochpolitische Fall Blocher wirft letztlich politische Grundsatzfragen auf, die zumindest diskutiert werden müssten. Darf sich ein Parlamentarier im Umgang mit Whistleblowern auf seine Immunität berufen? Wie steht es mit der Verhältnismässigkeit von Zwangsmassnahmen – im konkreten Fall einer Hausdurchsuchung –, die ganz besonders für einen exponierten Oppositionspolitiker einen massiven Eingriff in die Privat- und Geheimosphäre darstellen?

Im Verfahren gegen Blocher verletzte offensichtlich ein Mitglied der nationalrätlichen Immunitätskommission das Amtsgeheimnis und gab vertrauliche Informationen an den *Blick* weiter. Eine Strafanzeige wurde eingereicht. Hält man sich an die legalistische Auslegung des Ständerates, könnten die Strafermittler nun ohne weiteres den Telefonverkehr einiger Kommissionsmitglieder überprüfen, die als Täter in Frage kommen. Es sei denn, jemand wäre ernsthaft der Meinung, die Weitergabe von geheimen Kommissionsprotokollen an die Sensationspresse gehörte zu den Aufgaben, die einen direkten Bezug zum noblen Amt eines Parlamentariers hätten. Wer nichts Unrechtes getan hat, der hat ja, wie immer, von der Justiz nichts zu befürchten.

Kommentar

Die Kunst des Kopfballs

Von Peter Hartmann — Wie der ukrainische Stürmerstar Andrei Schewtschenko sein wahres Gesicht wiederfand.

Man nennt es Timing: den kurzen Augenblick, als Andrei Schewtschenko flach in der Luft hängenzubleiben schien und sein Kopf den Ball traf zum Ausgleichstor der Ukraine gegen Schweden. Eine fabelhafte Mutprobe für einen Mann von fast 36 Jahren, der vor einem Jahr einen schweren Kieferbruch erlitten hatte und sich überlegte, nur noch Golf zu spielen, was er ebenfalls hervorragend beherrscht, wie sein zweiter Platz bei der nationalen Meisterschaft belegt.

Und sieben Minuten danach lief der erfahrene Fuchs um die schwedische Abwehr herum und stemmte seinen Schädel in die Flugbahn eines Eckballs – im Stadion von Kiew und im ganzen Land brach das Delirium aus – 2:1 gegen Schweden zum Auftakt der Europameisterschaft.

Es schien, wie wenn er den Film seiner Karriere zurückgedreht hätte in die Zeit als Superstar bei der AC Milan im letzten Jahrzehnt, als er 2003 die Champions League gewann und sich 2004 als Europas Fussballer des Jahres feiern liess. «Sheva» hatte damals den Steckbrief des gefährlichsten Angreifers des Erdballs, unheimlich schnell, robust, unerschrocken, ein Torräuber «mit aussergewöhnlichem Koordinationsgefühl und einem fast übersinnlichen Wahrnehmungsvermögen», wie Jean-Pierre Meersseman feststellte, der leitende Arzt der Milan-Klinik, der ihn getestet hatte. «Er ist darin 20 Prozent besser als alle andern Spieler,

eine perfekte menschliche Maschine.» Aber für einen Stürmer und Brecher hat er mit 1,83 Meter nicht das Gardemass des «Kopfballungeheuers» Horst Hrubesch, der im Jahr 1980 mit seinem Rammschädel die Europameisterschaft für Deutschland entschied. Der Grieche Angelos Charisteas, der im EM-Final 2004 Portugal per Kopfball besiegte, misst 1,90 Meter. Wie Didier Drogba, der Chelsea-Goalgetter, dem im Champions-League-Final gegen Bayern München der fatale Ausgleich gelang. In den taktisch zugestellten Abwehrräumen des Fussballs bleibt der *header*, der Kopfstoss, eine erfolgversprechende Abschlussvariante seit der Trennung von Rugby und Football im 19. Jahrhundert.

Andrei wuchs als Sohn eines sowjetischen Berufsoffiziers in der Nähe von Kiew auf. Im Winter spielte er heimlich nachts Eishockey auf einem zugefrorenen Weiher. Vom Eishockey hat er die Standfestigkeit, die Körperbeherrschung, die Furchtlosigkeit in Zweikämpfen; er lernte einzustecken und auszuteilen. Mit neun Jahren fiel er durch die Aufnahmeprüfung des Sportgymnasiums; er versagte ausgerechnet im Fussballtraining. Aber er entging nicht dem Entdeckerauge des geheimnisumwitterten Obersten Lobanowski, dem Trainer von Dynamo Kiew, der in seinem Vier-Quadratmeter-Büro im Tribünenkeller hauste. Später machte Schewtschenko sein Sportlehrerdiplom an der Universität. Mit neunzehn debütierte er in der Champions League, zwei Jahre später warf er mit einem Hattrick den FC Barcelona aus dem Wettbewerb.

Bei minus 17 Grad beobachteten ihn Silvio Berlusconi Späher und eisten ihn für 21 Millionen Euro los. Die Bilderbuchlaufbahn stoppte am 19. Februar 2005, als «Sheva» explosiv hochfederte, den Ball mit dieser exakt getimten Kopfbewegung auf das Tor von Cagliari lenkte und sein Leibwächter mit der Stirn in sein Gesicht schlug. «Sheva» stürzte mit dreifach gebrochenem Jochbein auf den Rasen. Er hatte Glück, dass sich kein Knochensplitter in das Gehirn bohrte. Später haben ihn die Ärzte im Labor an Elektroden angeschlossen und seine Gefühlsreaktionen gemessen, als sie ihm das Video immer wieder zeigten. «Anfänglich bekam ich Gänsehaut, wenn ich meinen Unfall mitansah.» Sie schlugen ihm eine Psychotherapie vor, die er ablehnte. Aber der Traumatisierte wurde, auch bei Chelsea, nie wieder dieser Unwiderstehliche der frühen Jahre. Bis zu dieser magischen späten Wiederkehr eines Helden, der aussah und spielte wie Andrei Schewtschenko.



Magische Wiederkehr: Schewtschenko.

Mehr zum Thema: Seite 43

Personenkontrolle

Gross, Cassis, Caroni, Merz, Mader, Strik, Müller, Castro, Obama, Girod

In der Regel jettet SP-Nationalrat **Andreas Gross** als Spesenritter zwischen Europarat, Wahlbeobachtung und internationalen Konferenzen hin und her. Am Dienstag aber wurde er im heimischen Parlament gesichtet; schliesslich zählte jede sozialistische Stimme, um mit der geschlossenen CVP und den ebenfalls geldgierigen Grünen die Erhöhung der Entschädigung für die Abgeordneten durchzudrücken. Auch zwei Freisinnigen genügt das politisch garantierte Grundeinkommen von rund 135 000 Franken offensichtlich nicht. Entgegen der Nein-Parole der FDP-Fraktion enthielten **Ignazio Cassis** (TI) und



In Bern gesichtet: SP-Nationalrat Gross.

Andrea Caroni (AR) sich verschämt ihrer Stimme. Zur Erinnerung: In seinem früheren Leben war der Appenzeller Caroni noch der Berater von Sparminister **Hans-Rudolf Merz**. (upe)

Mit bernischem Tempo hat die von der «Waldau»-Geschäftsleiterin **Regula Mader** (SP) widerrechtlich angeordnete und darum von der Berner Universitätsleitung mit scharfen Worten abgelehnte Entlassung des Psychiatrie-Direktors und Professors **Werner Strik** (Weltwoche Nr. 22/12 und Nr. 23/12) die hohe Politik erreicht. FDP-Grossrat **Philippe Müller** verlangt mit einer verbindlichen Motion vom Regierungsrat eine neue Struktur für die psychiatrischen Dienste. Um künftig «Fehlentscheide und -entwicklungen» zu vermeiden, dürften die für die medizinische Versorgung zuständigen Direktoren nicht länger dem Regime einer fachkenntnisfreien Chefin unterstellt werden. Mittlerweile sind auch die Ärzte der Klinik, die von Mader vergeblich die Wiedereinstellung Striks gefordert hatten, schriftlich an alle Mitglieder des Regierungsrates gelangt mit der Bitte, die Regierung aus erster Hand über die sich verschlechternde Situation in der «Waldau» informieren zu dürfen. (upe)



Auf Obama-Kurs: Castro-Tochter Mariela.

Mariela Castro, die Nichte von **Fidel Castro** und Tochter des aktuellen Militärdiktators Raúl, weilte kürzlich als «Tochter eines Staatsoberhauptes» in den USA. Zweck des Besuchs: Die selbstdeklarierte Sexologin Mariela Castro sprach vor Obama-Unterstützern über ihr Fachgebiet, die Rechte Homosexueller, Bisexueller und Transsexueller. Bei dieser Gelegenheit gab sie dem amerikanischen Volk auch eine Wahlempfehlung ab: «Ich glaube, dass **Barack Obama** eine neue Gelegenheit verdient hat, um mit seinen Projekten fortzufahren, die, wie ich glaube, aus der Tiefe seines Herzens kommen.» Im gleichen Interview mit CNN sagte sie, die diplomatischen Beziehungen zwischen den USA und Kuba wären wohl besser, wenn Obama mehr Unterstützung von Seiten der Amerikaner erfahren würde. (fsc)

Ein beliebtes Instrument, um die Wählerschaft direkt mit Informationen zu versorgen, ist vor allem bei Jungparlamentariern die Social-Media-Plattform Twitter. Dabei geben manche von ihnen allerdings mehr preis, als ihnen lieb ist. Der grüne **Bastien Girod** zum Beispiel, immerhin Buchautor im Nebenjob, offenbart bei seinen Tweets regelmässig eine eklatante Rechtschreib- und Grammatikschwäche. «Gleich behandelt Parlament mein Vorstoss», schrieb er kürzlich. Oder: «Geschafft!» Neben den vielen Fallfehlern hat Girod auch Mühe mit den Kommas: «Bundesrat ist bereit mein Antrag anzunehmen.» Oder: «Es gibt sie doch, die SVpler welchen Heimat wichtiger ist als Atomstrom.» Nach Rücksprache mit unserem Korrektorat kann Girod seine Tweets künftig gerne zum Gegenlesen schicken an: produktion@weltwoche.ch. (aku)



Mühe mit den Fällchen: Nationalrat Girod.

Nachruf



Poetischer Moralist: Autor Bradbury.

Ray Bradbury (1920–2012) — Er nannte seinen 1953 erschienenen Roman «Fahrenheit 451» einen «Groschenroman»; nicht um ihn abzuwerten, sondern liebevoll und wörtlich. Denn Bradbury, Sohn eines Amerikaners und einer Schwedin aus Waukegan (Illinois), schrieb ihn an einem Münzautomaten im Uni-Lesesaal. Für eine halbe Stunde musste man 10 Cent berappen. «Fahrenheit 451» kostete 9.80 Dollar – und wurde sein berühmtester Roman, die düstere Vision einer Gesellschaft, die das Lesen für überflüssig hält, verbietet und Feuerwehreinheiten ausrücken lässt, um die letzten Bücher-Widerstandsnester auszuheben.

Der Titel bezieht sich auf die Temperatur, bei der Papier zu brennen beginnt. Mit dem Feuerwehrmann Guy Montag, der sich durch heimliche Lektüre entflammen lässt, schuf er sein Alter Ego. Schon als Kind konnte er seine Nase nicht aus Büchern nehmen und registrierte als eingefleischter Konservativer den Siegeszug des Fernsehens mit äusserster Skepsis. Sein Œuvre umfasst 500 Kurzgeschichten, 11 Romane und etliche Drehbücher (für John Huston schrieb er «Moby Dick»), von denen «It Came from Outer Space» («Gefahr aus dem Weltall») charakteristisch für seine Weltansicht ist. In dem 1953 von B-Film-Spezialist Jack Arnold inszenierten SF-Film sorgen Aliens auf der Erde für höchste Aggressivität. Am Ende stellt sich heraus, dass sie nur notgelandet sind und Hilfe suchen.

Bradbury war ein Moralist, dem es um die Poesie in den Spekulationen ging, nicht um die technische Utopie. Er war der Norman Rockwell der SF-Literatur, ein Meister der Verzauberung. *Wolfram Knorr*

Frau Roth

Von Henryk M. Broder — Die Co-Vorsitzende der Grünen deeskaliert sich im Nahen Osten.



Es gibt Träume, und es gibt Albträume. Zu den Träumen gehören die Rettung des Euro, die Energiewende und die Befriedung des Nahen Ostens. Der

Albtraum aber hat einen Namen: die Grünen. Um den Euro zu retten, wollen sie dem Patienten noch mehr von der «Medizin» verschreiben, die ihn krank gemacht hat; zugunsten der Energiewende nehmen sie steigende Preise und die Zerstörung der Natur in Kauf; und was die Befriedung des Nahen Ostens angeht, wollen sie darauf hinwirken, dass der Iran in die Lage versetzt wird, Israel zu vernichten.

Die Co-Vorsitzende der Grünen, Claudia Roth, hat erklärt, ihre Partei sei entschlossen, die Lieferung deutscher U-Boote nach Israel zu verhindern, «falls diese mit Atomwaffen ausgerüstet werden können»; schon die Ausrüstung mit konventionellen Waffen sei problematisch, könnte aber wegen des deutschen «Sonderverhältnisses zu Israel» hingenommen werden. Die Möglichkeit von Atomraketen verstosse gegen «die deutschen Exportbestimmungen, nach denen Rüstungsgüter nicht in Spannungsgebiete gelangen dürfen, wenn sie dort zu einer Eskalation beitragen können».

Nun ist bekannt, dass Deutschland seine Stellung als drittgrösster Waffenexporteur der Welt dem Grundsatz verdankt, Waffen nur dorthin zu liefern, wo keine Gefahr besteht, dass sie eingesetzt werden. Was die Hightech-U-Boote angeht, von denen jedes eine halbe Milliarde Euro kostet, so wurden sie nicht für den Export in Spannungsgebiete konzipiert, sondern ausschliesslich für den friedlichen Einsatz bei der Kieler Woche, um den Besuchern die Möglichkeit zu bieten, die Wettkämpfe aus der Perspektive der Barsche, Dorsche und Hechte zu beobachten. Es wäre in der Tat unverantwortlich, sie Israel zur Verfügung zu stellen, während der Iran erklärtermassen sein Atompotenzial allein für wissenschaftliche und medizinische Zwecke einsetzen will.

In der Atomanlage von Natanz wird schon ein Operationssaal gebaut, um das zionistische «Krebsgeschwür» namens Israel behandeln zu können. Für die Iraner ist es ein Traum, für die Israelis ein Albtraum und für Frau Roth kein Grund, sich Sorgen um eine Eskalation der Lage zu machen.

Diktatoren und Gladiatoren

Von Silvio Borner — Staatlich festgesetzte Preise sind häufig zu tief. Das verhindert Investitionen und schadet der Infrastruktur des Landes. Ein Lehrstück in Finanzwirtschaft.

Die Schweiz hat eine schwache Regierung. Das war schon immer so und ist so gewollt. Die Macht der Verwaltung ist entsprechend gross, weil alle wichtigen Bundesämter von Berufs- und Karrierebürokraten geleitet werden, die in der Regel mehrere Bundesräte überleben. Auch das ist seit langem bekannt und als Problem erkannt.

Nicht erkannt ist das Problem einer Gruppe von «Diktatoren». Sie nennen sich zwar nicht so, sondern «Regulatoren». Für die Wirtschaft sind sie inzwischen wichtiger und unberechenbarer geworden als etwa die Steuerbehörden. Sie verdrängen die privaten Wirtschaftskapitäne und die politisch Verantwortlichen von der Bühne. Ihre institutionelle Machtbasis versteckt sich hinter eher unbekanntem Abkürzungen wie Finma, Comcom oder Elcom.

Solch ein «Regulator» ist eine bereichsspezifische und unabhängige Instanz. In so zentralen Sektoren wie Finanzmärkte, Telekommunikation oder Elektrizität diktieren sie Verhaltensregeln zur Preisgestaltung, zur Systemstabilität, zur Risikopolitik und zu vielen anderen Aspekten. Dabei legen sie häufig eine ziemlich forsche und ab und zu auch willkürliche Gangart vor.

Folge des regulatorischen Treibens sind kostspielige Anpassungen in betroffenen Wirtschaftszweigen und Hochkonjunktur beim Verwaltungsgericht. Unter diesen Behörden fristete bislang die Weko eher ein Schattendasein, also unsere Kommission, die den wirksamen Wettbewerb sicherstellen soll. Seit sie aber selber Sanktionen aussprechen kann, ist sie einer breiteren Öffentlichkeit durch happige Bussen in dreistelliger Millionenhöhe gegen Swisscom und ganz kürzlich mit einem 156-Millionen-Strafzettel gegen den deutschen Autoproduzenten BMW bekannt geworden.

Wie auf einem Basar

Wie unabhängig die Weko politisch ist, lässt sich am lauten Applaus durch den Wirtschaftsminister zur BMW-Busse abhören, obwohl die gerichtliche Überprüfung erst noch bevorsteht. Im Fall Swisscom kassierte die Weko vor Gericht eine ordentliche Schlappe.

Eine Art Gladiator ist der Preisüberwacher, obwohl er in einem marktwirtschaftlichen System überflüssig ist. Denn entweder haben wir Wettbewerb, und dann bestimmen Angebot

und Nachfrage die Preise. Oder aber wir haben vom Staat zur Verfügung gestellte sogenannte öffentliche Güter, die «politische Preise» haben. Mit der Preisregulierung kommen die Regulatoren ins Spiel und begeben sich in politische Minenfelder und leider auch in ökonomische Wüsten. Politische Preise sind für die Anbieter immer zu tief, und für die Abnehmer immer zu hoch. Also feilscht man wie auf einem Basar.

Als Feigenblatt werden oftmals «Kostenpreise» bemüht, die vorgeben, sich nach den ursprünglichen Herstellungskosten zu richten. Übersetzt: Vergangene Investitionen in Telefonschächte, Hochspannungsleitungen oder Kraftwerke werden anständig und risikogerecht verzinst. Allerdings landen sie, da sie über die Zeit abgeschrieben werden, früher oder später bei einem Preis von null.

Das ist volkswirtschaftlicher Unsinn, denn solange die Anlagen nutzbar bleiben, haben sie einen Wert. Dieser lässt sich, wie man in jedem



Lehrbuch der Welt lesen kann, anhand der zukunftsorientierten Bewertung zu Wiederbeschaffungskosten bestimmen. Sprich: Welche Investitionen wären nötig, um dieselbe Leistung erneut bereitzustellen? Dabei stellt man fest, dass diese Investitionen nur vorgenommen würden, wenn der erwartete *return on investment* marktgerecht wäre. Es ist völlig bedeutungslos, wie

weit die alten Anlagen abgeschrieben sind.

Unseren Preisregulatoren scheint dieser einfache Finanzierungsgrundsatz nicht geläufig zu sein, wie man in der Elektrizitätsversorgung sieht. Die europäischen Marktpreise sind nicht ohne Grund höher als die schweizerischen Kostenpreise. Warum werden in höchst ineffizienter und intransparenter Weise die industriellen Abnehmer subventioniert?

Preisregulierung auf Basis historischer Kosten führt vor allem bei raschem technologischem Wandel oder schnell wachsenden Investitionsbedürfnissen in die Irre. Dies zeigt sich sowohl beim Eisenbahn- als auch beim Hochspannungsnetz. Bei Letzterem türmt sich ein politisch fundierter Investitionsbedarf von mehreren Milliarden auf, den die Swissgrid nur stemmen kann, wenn sie kapitalmarktfähig wird. Dabei müssen die Investoren einen marktgerechten Ertrag ihrer eingesetzten Mittel in Rechnung stellen können. Und darauf hat der staatliche Preis-Regulator entscheidenden Einfluss.

Westliche Entschlusskraft im Test

Von Hansrudolf Kamer — Angesichts der Massaker in Syrien wirkt der Westen wie gelähmt. Das Abseitsstehen könnte herbeiführen, was es zu verhindern vorgibt: Chaos und Verlust an Einfluss.



Die Massaker in Syrien und die Diskussion über eine Intervention von aussen belegen eine alte These: In der Politik gibt es meistens nur die Wahl zwischen zwei oder noch mehr Übeln. Man ver-

sucht dann, das geringste zu wählen. Und das geringste ist meistens das bequemste – man tut nichts und begründet dies eloquent.

Das dauert gewöhnlich so lange, bis die Kehrseiten des Nichtstuns erkennbar und schliesslich unerträglich werden. In der Zwischenzeit wird dafür umso heftiger mit Worten gestritten. Dabei steht aber nicht nüchternes Relativieren im Zentrum, das einen Sinn für Realitäten reflektiert, sondern Politiker, Diplomaten, Strategen und Beamte operieren mit absolutem Anspruch – alles oder gar nichts.

Der Altmeister europäischer Gleichgewichtspolitik, Henry Kissinger, meldete sich nach der Ermordung der Kinder in Hula zu Wort und schrieb in der *Washington Post*, ein amerikanisches Vorgehen gegen das Assad-Regime käme einem Verrat an der modernen Konzeption einer Weltordnung gleich. Jener Weltordnung, die 1648 aus dem Westfälischen Frieden entstanden sei und als Kern eine Abtrennung der Aussenpolitik von der inneren Verfassung der Staaten beinhalte.

Kissinger hat diese zentrale und klassische These in seinen Büchern immer wieder dargelegt. In seiner praktischen Politik als Sicherheitsberater und Aussenminister hat er sie allerdings oft missachtet. Und das Schlagwort von der absoluten Negation jeglicher «Einmischung in die inneren Angelegenheiten» wurde zum Lieblingsargument aller Gewalt herrscher.

Interesse an einer Beseitigung Assads

Aus seiner Verachtung humanitärer Interventionen, wie sie nun einmal genannt werden, macht Kissinger kein Hehl. Doch was Syrien betrifft, anerkennt er ein strategisches Interesse Amerikas, das über humanitäre Belange hinausweist. Assad hat an der iranischen Strategie in der Levante und am Mittelmeer mitgewirkt, die Hamas unterstützt, die Hisbollah gefördert und eine stabile politische Ordnung des vielgestaltigen Libanon unterminiert. Eine

Beseitigung Assads läge in amerikanischem Interesse.

Aber: Nicht jedes strategische Interesse ist ein Kriegsgrund. Die Beseitigung eines Diktators zieht laut Kissinger Anstrengungen zum *nation building* nach sich, und diese wiederum müssten die Lage verbessern, nicht verschlechtern. Der Irak, Afghanistan, Libyen? Offene Fragen in dieser Beziehung, nach wie vor. Nachhaltigkeit ist aber selten eine Kategorie der internationalen Politik.

Ideenlosigkeit und Wankelmüt

In Syrien hat der Westen bis jetzt nicht eingegriffen und die Opposition nicht direkt unterstützt. Hauptgrund dafür ist, dass es keine Garantie gibt, ob ein Nachfolgeregime besser wird als das gegenwärtige. Deshalb lieber den Teufel, den man kennt. Chaos oder Islamismus, Terrorismus oder blutige Repression oder einfach alles zusammen sind Schreckgespenste, die Interventionsgelüste im Ansatz abtöten.

Wenn aber das, was als mögliche Folge einer westlichen Intervention behauptet wird, auch ohne sie eintritt, dann verliert das Argument an Gewicht. Antworten auf die Fragen, weshalb ausgerechnet Syrien ein Pfeiler der Weltordnung ist und welches Gleichgewicht es denn noch zu bewahren gibt, wenn dort alles aus den Fugen gerät, gibt es keine.

Das Nichtstun entblößt westliche Attitüden, die sich in ihrer reinsten Form in der sogenannten Schutzverantwortung der Uno konkretisieren. Weder Schutz noch Verantwortung sind damit verbunden. Wenn selbst der singulär erfolgreiche Uno-Emissär Kofi Annan das Scheitern seiner Bemühungen einräumt und meint, nun müsse man wirklich härter gegen Assad vorgehen, dann ist die politische und moralische Demontage offensichtlich.

Einiges spricht für eine westliche Zurückhaltung – angesichts herrschender Ideenlosigkeit und allgemeinen Wankelmuts. Doch kann man es der vom arabischen Frühling bewegten jungen Generation in der Region nicht verdenken, wenn sie die westlichen Ideale zunehmend als hohle Rhetorik abtut und die Islamisten mit ihrem festgezurrten Ideengebäude als die besseren Wahrer ihrer Interessen sieht.

Assad ist Irans Brücke zum arabischen Mittleren Osten, ganz im Wortsinn für Waffentransporte, aber auch politisch für die Herausforderung Israels. Ohne ihn zerfiel der iranische Anspruch auf regionale Hegemonie. Es erstaunt deshalb nicht, dass bei den Anhörungen im März der Chef des U. S. Central Command vor dem Kongress erklärte, ein Sturz Assads wäre der grösste Rückschlag für den Iran in 25 Jahren.

Das Abseitsstehen kann und wird vermutlich genau das produzieren, was es zu verhindern vorgibt: einen Krieg der Volksgruppen gegeneinander, alle gegen alle, noch mehr Massaker, regionale Instabilität. Mit hilfloser Diplomatie ist dem nicht beizukommen. Vom Iran und Russland ist nichts Konstruktives zu erwarten. Was dann? Der Wahl zwischen verschiedenen Übeln kann man nicht ausweichen.



Lieber den Teufel, den man kennt: Beerdigung eines syrischen Regimegegners.

Solidarisch in den Abgrund

Von Christoph Mörgeli

Bedeutende Zeiten. 1945 hissten Sowjetsoldaten die rote Fahne auf dem Brandenburger Tor. 2012 hisst Frank A. Meyer die weisse Fahne auf dem Brandenburger Tor. Auf jenem Tor also, vor dem er jeweils im *Sonntagsblick* in Wort und Bild seine aufgeblasene Weltläufigkeit zelebriert. Und jetzt das: die totale Kapitulation.

Da hat Frank A. Meyer eben erst die «politisch und kulturell kraftvolle Europäische Union» gefeiert. Das verlässliche Credo seiner schauerlichen Sonntagspredigten lautete: Gelobt sei die EU als «erfolgreichste demokratische Gemeinschaft des Globus», verflucht sei das «bilaterale Chaos» der Schweiz. Doch am letzten Sonntag stellte Meyer plötzlich Fragen: «Doch was, wenn der Euro scheitert? Was, wenn die Schuldenkrise zum Crash der Europäischen Union führt?»

Eine wahrhaft griechische Tragödie. Mit der EU und dem Euro drohen Frank A. Meyers publizistisches Lebenswerk, sein raffinierter Fuchsbau, sein grossspuriges Berliner Dasein einzustürzen. Darum ist jetzt Solidarität gefragt. Die «sehr reiche» Schweiz solle «dem Europäischen Wirtschaftsraum zu Hilfe eilen». Mit einem «Hilfsangebot». Also mit Milliardenzahlungen. «Freiwillig», «solidarisch», «mitfühlend».

Es sei Zeit, zu «denken statt überlegen». Dabei geht es der Schweiz besser, weil wir kein Land der Denker sind. Sondern ein Land der Überleger. Weil wir weniger auf Kanzeln und Katheder setzten. Sondern auf Kassenbuch und Kontoauszug. Den Flächenbrand, den die mächtige EU seit Jahren nicht unter Kontrolle bringt, soll jetzt die Schweiz erfolgreich löschen. Und viele Milliarden bezahlen für Zehntausende von griechischen Phantomrentnern, die nur auf dem Papier existieren. Oder für staatlich finanzierte Scheinblinde, die sich als Taxifahrer betätigen.

Frank A. Meyer verteilt in Berlin grosszügig das Geld seiner Mitbürger. Damit ihn die deutsche Schickeria weiterhin zu ihren Galadiner einlädt. Was jetzt leicht- und wahnsinnig an Rettungsschirmen oder Solidaritätsbeiträgen gesprochen wird, müssen künftige Generationen bitter bezahlen. Meyers Aufruf aus Berlin zum letzten Aufgebot der Schweiz ist so sinnlos, wie es frühere letzte Aufgebote in Berlin waren. Geradeso gut könnte unser Land die Milliarden in die nächste Pfütze werfen. Oder Meyers geliebtes Brandenburger Tor mit Tausendernoten tapezieren.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Besuche der alten Herren

Von Peter Bodenmann — Lafontaine, Gysi, Fischer: Im wichtigsten Land Europas geben sich die Linken Saures.



Weniger Finanzmarkt-Diktatur: Linke-Politiker Lafontaine am Swiss Economic Forum.

Im schönen Göttingen fand der Parteitag der Linken statt. Gregor Gysi erwischte mit seiner Rede Oskar Lafontaine auf dem falschen Fuss. Sein Auftritt war laut und erinnerte ein wenig an Christoph Blocher. Das Kapital kann aufatmen: Einmal mehr zerlegt sich die Linke links der SP selber. Und dies im wichtigsten Land Europas.

In Interlaken fand das Swiss Economic Forum statt. Stehaufmann Oskar Lafontaine sprach ohne Manuskript über die Probleme Europas. Und das beeindruckend gut.

Lafontaine 1 — Demokratie muss den Interessen der Mehrheit der Bevölkerung dienen. Abbau der Löhne und der Renten liegt nicht im Interesse der Menschen in Europa. Das muss korrigiert werden. Dank mehr Demokratie und weniger Finanzmarkt-Diktatur.

Lafontaine 2 — Wenn Länder eine gemeinsame Währung einführen, können sie nicht mehr gegenseitig auf- und abwerten. Weil die alten Stossdämpfer weg sind, braucht der Euro-Raum eine koordinierte Lohnpolitik. Die Löhne in Deutschland müssen real kräftig steigen. Die Löhne im Süden real weit weniger. Nur so können Ungleichgewichte korrigiert werden.

Lafontaine 3 — Die Europäische Zentralbank (EZB) gibt den Banken das Geld für ein Prozent Zins. Die Banken geben es Spanien für sechs Prozent. Wenn das so gewürgte Spanien deshalb wankt, werden die Staaten die Boni-

Banker wieder retten. Die EZB muss den Staaten direkt Darlehen zu den gleichen Bedingungen geben wie den Banken. Und diese mit Auflagen versehen.

Lafontaine 4 — Die Schulden der Griechen, Portugiesen, Spanier und Italiener sind die Vermögen der Reichen und Superreichen in Europa. Deshalb braucht es eine europaweite Vermögenssteuer für Millionäre und Milliardäre. Anders geht es nicht.

Lafontaine 5 — Wer Profit macht, muss auch den Verlust tragen. Die Banken sind zu gross, als dass sie Konkurs gehen könnten. Die Bilanzsumme keiner Bank darf mehr als zehn bis fünfzehn Prozent des Bruttosozialproduktes ausmachen. Sonst haften alle für wenige.

Auf Tele Züri erklärte uns Joschka Fischer seine abweichende Sicht der Dinge: Rot-Grün habe – nach dem Abgang Lafontaines als Finanzminister – die Steuern für die grossen Vermögen und Einkommen massiv gesenkt. Und den Reichen gleichzeitig eine Steueramnestie angeboten. Leider hätte das mit der Amnestie nicht so recht funktioniert. Deshalb würden jetzt die SP und die Grünen aus parteipolitischen Interessen Druck gegen die Abgeltungssteuer machen. Bis zu den Bundestagswahlen. Erfrischend ehrlicher Zynismus pur.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

20 Minuten, 20 Millionen

Von Kurt W. Zimmermann — Ich muss eine frühere Meinung korrigieren. Man kann als Zeitung im Internet doch Geld verdienen.

Gegen Mitternacht gehen auf der Online-Redaktion von *20 Minuten* in Zürich die Lichter aus. Dann geht der letzte Journalist nach Haus.

Nun übernimmt die Online-Redaktion von *20 Minuten* in Hongkong. Dort ist es jetzt morgens um sechs. Die weltweiten News werden während der Schweizer Nachtruhe nun von China aus bearbeitet und aktuell auf die Site von www.zomin.ch gestellt.

Alle sechs Wochen reist ein anderer Journalist aus der Zürcher Redaktion nach Hongkong und arbeitet dann vor Ort. Es ist ein gesuchter Job, die Warteliste ist lang. Und es ist auch für den Verlag finanziell vorteilhaft. Man muss der nach Asien ausgelagerten Redaktion keinen Nachtzuschlag bezahlen, der in der Schweiz fällig würde.

Es ist dies nur ein kleines Beispiel dafür, wie effizient *20 Minuten* online arbeitet. Das kleine Beispiel ist allerdings Teil einer Erfolgsgeschichte, die mich heute zur Korrektur einer Fehleinschätzung zwingt. Vor ein paar Jahren habe ich in dieser Kolumne geschrieben, die Online-Auftritte unserer Zeitungen würden wahrscheinlich nie profitabel. Ich habe mich geirrt, zumindest in einem Fall.

Die Eckwerte zum Internetangebot von *20 Minuten* kann man sich ohne Hexerei zusammenrechnen. In diesem Jahr kommt die Site auf einen Werbeumsatz von zwanzig Millionen Franken, gut fünf Millionen mehr als noch im Vorjahr. Grösster Kostenblock ist auf der Gegenseite die 55-köpfige Redaktion, die um die neun Millionen kostet. Dazu kommen zwanzig Stellen in IT, Verlag und Inserateverkauf, zuzüglich Marketing-, Infrastruktur- und Overhead-Kosten. Am Schluss bleibt, vor Steuern und Abschreibungen, ein Gewinn von drei Millionen Franken.

Das entspricht einer Umsatzrendite von fünfzehn Prozent. Es ist dies eine Rendite, die sich inzwischen manche gedruckten Zeitungen im Land nur wünschen können.

Schnell, jünger und vordergründig

Nun ist *20 Minuten* allerdings eine einzigartige Ausnahme in unserer Mediengeschichte. Die gedruckte Ausgabe war das erste Blatt, das in der Neuzeit der Presse einen jährlichen Gewinn von über dreissig Millionen Franken nachhaltig erwirtschaftete. Die Internetausgabe ist nun die erste News-Site des Landes, die unter ihrem Chef Hansi Voigt richtig profitabel wurde. Dahinter steht Tamedia-CEO Martin Kall, der offline wie online stets an diese



Aus einem Guss: Chefredaktor Hansi Voigt.

spezielle Gratiskultur glaubte. Er glaubte daran, weil die Marke das werberelevante junge Publikum zielgenau erreicht.

Damit man mir nun nicht Tamedia-Verzauerung vorwerfen kann, beleuchten wir gleich die zauberlose Antithese im Unternehmen. Das Gegenteil der erfolgreichen Online-Präsenz von *20 Minuten* ist die Internetseite des *Tages-Anzeigers*, die man gemeinsam mit der *Berner Zeitung* und der *Basler Zeitung* betreibt. Sie ist in den roten Zahlen.

Interessant daran ist, dass wir an diesen zwei Beispielen die generelle Erkenntnis im digitalen Geschäft aufrollen können. Die Erkenntnis geht in die Richtung, dass eine Zeitungsmarke als gedruckte und als elektronische Ausgabe eine identische Identität haben muss.

Bei *20 Minuten* ist es harmonisch. Die gedruckte Ausgabe ist gratis, schnell, jünger und vordergründig. Die digitale Ausgabe ist gratis, schnell, jünger und vordergründig. Das ist erfolgreich, weil aus einem Guss.

Beim *Tages-Anzeiger* ist es nicht harmonisch. Die gedruckte Ausgabe ist bezahlt, langsam, älter und hintergründig. Die digitale Ausgabe hingegen ist gratis, schnell, jünger und vordergründig. Sie ist eher eine Kopie der digitalen *20 Minuten* als ein Spiegel des *Tages-Anzeigers*. Das ist erfolglos, weil aus zwei Güssen.

Eine Marke ist eine Marke, sagt man. Das gilt auch in der neuen Medienwelt.

800 000 Franken für Volkserziehung

Von Florian Schwab

Es gibt viele Möglichkeiten, wie der Staat «seine» Bürger erziehen kann. Am einfachsten geht es über Verbote, wie zum Beispiel das Rauchverbot. Daran, dass auch subtilere Formen des Paternalismus existieren, erinnert derzeit ein Werbespot, der auf verschiedenen Zürcher Radiostationen läuft:



Polizist: Ihr Fahrausweis, bitte!

Autofahrerin: Hier.

P: Sie wissen, dass Sie zu schnell gefahren sind?

A: Ja, Entschuldigung, aber ich muss noch so viel erledigen.

P: Was denn alles?

A: Zuerst muss ich zur Post fahren.

P: Und dann?

A: Zum Blumenladen.

P: So. Und dann?

A: Dann fahre ich zur chemischen Reinigung.

P: Und nachher?

A: Dann gehe ich zum Coiffeur.

P: Und wofür brauchen Sie Ihr Auto sonst noch?

A: Dann fahre ich noch zur Diätberatung.

Als Fazit wird dem Zuhörer eingegeben: «Machen Sie es besser. Gehen Sie wann immer möglich zu Fuss. Der Alltag prägt Ihre Gesundheit.»

Absender des gutgemeinten Ratschlags ist Gesundheitsförderung Kanton Zürich, welche dem Institut für Präventivmedizin der Universität Zürich angegliedert ist (Direktor: Nationalrat Felix Gutzwiller, FDP). Leiter der kantonalen Gesundheitsförderung ist Roland Stähli. Er begreift den latent autofeindlichen Spot als Beitrag einer Kampagne gegen Übergewicht. Wie viele Steuermittel sich sein Institut diese Kampagne kosten lässt, will er auch nicht verraten («Ich bin ein Anhänger von Globalbudgets»).

Nur so viel: Das gesamte Budget der kantonalen Gesundheitsförderung betrage etwas mehr als 800 000 Franken. Das sind die Kantonssteuern von 143 durchschnittlichen Zürcher Steuerpflichtigen. Stähli legt dar, die Kosten für die Kampagne seien ein Klacks im Vergleich zu den Kosten, welche das Übergewicht der Gesellschaft jedes Jahr verursacht. Ausserdem sei die Kampagne «heiter gemacht» und komme ohne erhobenen Zeigefinger aus.

Leserbriefe

«Der einzige Ausweg ist der Einstieg ins Gold.»

Bruno Ackermann

Goldener Fallschirm

Nr. 23 – «Gefährlich»; Editorial von Roger Köppel

Es ist unglaublich, was uns die Mehrheit der fürstlich bezahlten Bundespolitiker vorführt: Ein Mann, dem das Wohl und die Eigenständigkeit von Land und Leuten am Herzen liegen, wird vor den Richter gezerrt, nur weil er seiner Pflicht – für Transparenz und Ordnung zu sorgen – vollumfänglich nachgekommen ist. Aber demjenigen, der sich fehlverhalten hat, wird ein goldener Fallschirm umgeschnallt! Und einige Jahre zuvor hat man den Fähigsten und Standhaftesten aus der Exekutive gehievt und begnügt sich seither mit Leuten, deren Ziele und Taten – gelinde gesagt – nicht über alle Zweifel erhaben sind. *Karl Bischofberger, Küssnacht*

Bankrott programmiert

Nr. 23 – «Von Afrika lernen»; Kurt Pelda über afrikanische Währungsunionen

Alle Staaten in der westafrikanischen CFA-Zone wären ohne Zuschüsse und zinsgünstige Auslandskredite (Entwicklungshilfe) schon längs-

tens pleite. In Burkina Faso bestehen 70 Prozent der Staatseinnahmen aus solchen Zuwendungen, welche zum grössten Teil nicht zurückbezahlt werden. Der Vergleich mit der Euro-Zone hinkt. Eine Staatsverschuldung von knapp 90 Prozent der Wirtschaftsleistung ist hoch. Entscheidend ist aber, ob der Staat in die Zukunft investiert (Infrastruktur, Bildung) oder auf Pump übermässig konsumiert. Staatsschulden können mehrheitlich durch die eigenen Bürger getragen werden (Japan) oder durch das Ausland (Griechenland). Es gibt nicht nur Staatsschulden, sondern auch private Schulden. Leben der Staat und die Bürger langfristig und gleichzeitig nur noch auf Pump, sind der private und der staatliche Bankrott programmiert.

Melchior Landolt, Kirchheim unter Teck (Deutschland)

Unhaltbarer Euro

Nr. 23 – «Wie in einem Dominospiel»; Florian Schwab über die Euro-Krise

Die steigende Staatsverschuldung der EU-Länder ist seit geraumer Zeit unermesslich

und nicht über eine Inflationierung abbaubar. Auch Deutschland als eigentliches Rückgrat dieses Willkürkonstrukts hat nun mehr als zwei Billionen Euro Schulden. Der Euro ist in seiner heutigen Ausdehnung nicht zu halten. Das sollten zuallererst die «Experten» unserer Nationalbank wissen. Fakten scheinen den (logenverdächtigen) Bundesrat wegen seiner politischen und moralischen Zielrichtung – EU-Beitritt – und aufgrund seiner irreführenden Informationspolitik nicht zu interessieren. Hildebrand war für ihn der richtige Mann. Auf wen ist noch Verlass? Ein starker Franken wird von aussen als Zeichen einer stabilen Politik betrachtet. Das ist heute ein Irrtum! Die Anbindung der Nationalbank mit Hunderten von Milliarden Franken (aus kurzfristigem, protektionistischem Profitdenken zugunsten der Exportindustrie) an die Schrottwährung Euro war Selbstmord. Eine Abwertung des Euro durch Inflationierung und die damit verbundene Entwertung unserer Währung, unseres Vermögens sowie der Pensions- und AHV-Guthaben ist gewiss. Der einzige Ausweg aus diesem folgenschweren Fehlentscheid ist das sofortige Abstossen von Euros und Dollars und als Werterhalt der Einstieg ins Gold. Der Bundesrat nimmt seine staatspolitische Pflicht nicht wahr und muss bei Insolvenz zur Verantwortung gezogen werden.

Bruno Ackermann, Adligenswil

105
ONE-O-FIVE

HOLIDAYS

Wir bezahlen deine Traumferien

-  **1. CHECK IN**
auf 105.ch die Traumdestination auf der Weltkarte auswählen
-  **2. BOARDING PASS**
105 hören und den Boarding Pass sichern
-  **3. TAKE OFF**
Jede Woche Traumferien im Wert von CHF 10'000* gewinnen

WWW.105.CH

*ALLE WETTBEWERBSREGELN AUF 105.CH, LAUFZEIT 105 HOLIDAYS 04.06. – 29.06.2012

RADIO 105 EMPFÄNGST DU ÜBERALL AUF DAB+, IM KABELNETZ: Z.B. BS 103.9, BE 105.6, LU 101.7, SG 105.3, ZH 105.1 UND UKW 93.0FM

Interessante Idee

Nr. 23 – «Der Siemens-Elektro-Sauber»;
Peter Bodenmann über Elektro-Lastwagen

Lastwagen mit Elektromotor auf Schweizer Autobahnen? Warum auch nicht! Ausnahmsweise scheint Peter Bodenmann eine interessante Idee aufzugreifen. Bloss zu Ende denken sollte er sie noch: Woher kommt der viele Strom, welcher die Lastwagen die Gotthard-Rampen hochziehen soll? Da werden auch Dutzende Biogaskraftwerke in der Reuss-Ebene und Dutzende neue Windanlagen auf dem Gütsch nicht ausreichen. Deshalb: Baustein 5 – Drei neue Kernkraftwerke bauen. Dann könnte der Plan sogar funktionieren. Mit den nun geplanten Gaskraftwerken funktioniert er jedenfalls vom ökologischen Gesichtspunkt aus keinesfalls.

Lorenz Amiet, Basel

Ärmel hochgekrepelt

Nr. 21 – «Hoteliere, die es richtig machen»;
René Lüchinger über die Hotellerie

Wer sind die «etlichen Schweizer Hotel-Chefs, die jammern»? Wer hat persönlich bei Ihnen vorgejammert? In meinem Umfeld, und ich kenne zig tüchtige Hoteliere in der ganzen Schweiz, jammert niemand. Alle, und nicht bloss die genannten fünf glücklichen Hoteliere, versuchen, aus dem momentanen schwierigen Umfeld das Beste zu machen, alle sind kreativ, alle haben die Ärmel hochgekrepelt, alle versuchen in ihren Destinationen, mit ihren Leistungspartnern attraktive Pakete zu schnüren, um unseren Gästen traumhafte – konkurrenzfähige – Ferientage anzubieten. Absolut niemand sitzt depressiv im dunklen Kämmerchen und jammert! Klar, muss der Branchenverband angesichts der schwindenden Logiernächte korrekt Stellung beziehen. Es ist kein Geheimnis, dass es 2007/08 besser lief. Aber auch in anderen Branchen – auch bei den Medien.

Patricia Guyan, Hoteliere «Central Sporthotel», Davos

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Mehr Autonomie für die Lehrer

Nr. 22 – «Triple-A-Kanton Aargau»;
René Lüchinger und Roderick Panchaud über die besten Schweizer Gymnasien

Ich fand diesen Artikel sehr interessant; wäre sicherlich interessant zu wissen, wie die Schweizer Gymnasien im Vergleich zu deutschen Gymnasien abschneiden.

Filippo Pignatti Morano, Zürich

Nun reiht sich also auch die *Weltwoche* in die Ränge derer ein, die mehr Internationalisierung, mehr zentrale Steuerung, mehr Überwachung (euphemistischer: «Monitoring») und mehr «Qualitätskontrolle» durch Vergleichbarkeit für das Gymnasium fordern. Dies befremdet umso mehr, als Sie sonst das Banner des Föderalismus hochhalten und Gleichmacherei als sozialistisch abtun. Jetzt sollen also die herbeigeredeten Defizite unserer sehr guten Mittelschulen mittels Schulrankings und anhand «objektiver» Kriterien erfasst werden. Die *Weltwoche* hat dafür schon einmal ein paar hübsche Tabellen generiert, die den Anschein von Objektivität erwecken.

Statistiken taugen da, wo es um simple Fakten geht: Wie viele Einwohner hatte Spreitenbach 2008, wie viele 2009? Im Gegensatz zu vielen Bildungsbürokraten haben einige Hirnforscher wie Bauern jedoch begriffen, dass guter Unterricht in erster Linie das Ergebnis einer geglückten Lehrer-Schüler-Beziehung ist. Diese lässt sich nicht mit Studien, Evaluationen oder anderen Instrumenten erfassen und produzieren. Das leere Geschwätz mancher Didaktiker bringt Ihr Satiriker Thiel auf den Punkt: Technokratische Worthülsen für lapidare Sachverhalte machen noch keine gute Schule.

Anstatt Strukturreformen zu predigen, die in den USA, in Grossbritannien und Deutschland bereits nachweislich die Bildung ruiniert haben, hätten Sie besser daran getan, das Schulprogramm der Ihnen politisch nahestehenden Volkspartei zu lesen: Die dort von Praktikern aus der Schulstube gemachten Vorschläge zielen in die entgegengesetzte Richtung. Sie fordern mehr Autonomie für die Lehrkräfte, weniger sinnlose Strukturreformen und weniger bürokratische Zeitverschwendung für Evaluationen, Leitbilder und andere Papiertiger und eine möglichst niederschwellige Qualitätskontrolle durch erfahrene Fachleute aus dem Umfeld der Schule.

Aber vielleicht ging es ja auch mehr darum, Stimmung für die neoliberale Idee der freien Schulwahl zu machen. Leider funktioniert das Prinzip Wettbewerb im Sinne Milton Friedmans nicht, wenn es statt um Gewinnmaximierung um immaterielle Werte wie Bildung geht, wie das grandiose Scheitern von Obamas «Race to the Top»-Schulreform unschwer erkennen lässt. René Machu, Wettingen

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Gast von Hündelern deren Liebling ganz und gar ignorieren?

Roland Popert, Ossingen

Würden Sie die Frage auch stellen, wenn es um ein Kind ginge? Eben. Viele Hundebesitzer nehmen die Missachtung ihres Haustiers ähnlich persönlich. Warum wollen Sie den Gastgeber diese Schnödheit antun? Einen kleinen Krauler zur Begrüssung können Sie sich doch abringen. Sollten Sie allerdings Angst vor Hunden haben, müssen Sie wissen, dass Hunde das von weitem wittern. Und viele finden Ihr grosses, wenn auch negatives Interesse hinreissend und suchen unverdrossen Ihre Nähe. Sollten Sie das schlecht ertragen, sagen Sie Ihren Gastgebern vorher Bescheid. Tut man nicht gern, ist aber besser, als einen Abend mit angehaltenem Atem zu verbringen. Wenn die Hündeler auch Menschenfreunde sind, was nicht immer der Fall ist, sperren sie «Hundi» weg, wenn Sie klingeln. Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Licht aus

Der kurze Schimmer von Transparenz nach der Causa Hildebrand ist erloschen. Die Finanzministerin macht die Nationalbank wieder zur geschlossenen Gesellschaft. Problemzonen werden zugeschüttet.

Von Urs Paul Engeler



In die gewünschte Richtung: Widmer-Schlumpf.



Diskrete Millionendeals: Christoph Lengwiler.



Unter der Lupe: Kashya Hildebrand.

Dass der unsaubere Philipp Hildebrand nach seinen Devisen-Verfehlungen Anfang Jahr den Posten als Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB) räumen musste, hatte eine reinigende und eine erhellende Wirkung. Nach einem peinlichen Versuch der Vertuschung entzog der Bankrat dem diktatorisch agierenden Hildebrand die Lizenz für dessen Insidergeschäfte. Und der Präsident des Bankrats, Hansueli Raggenbass, zog die Konsequenzen aus seinem Fehler, die Vergehen Hildebrands lange Zeit gedeckt zu haben, und trat ab. Der Rest des Rats allerdings blieb hocken, als habe er gar nie etwas mit der mangelnden Kontrolle und der Täuschung der Öffentlichkeit (Medienmitteilung vom 23. Dezember 2011) zu tun gehabt.

Die Affäre bewirkte zweitens einen Schub an Transparenz. Kritische Untersuchungsberichte und entlarvende Dokumente (Mailverkehr Hildebrands mit der Bank Sarasin) wurden publiziert. Geheim gehaltene und untaugliche SNB-Reglemente mussten öffentlich gemacht und revidiert werden. Die privaten Transaktionen des Direktoriums mussten neu beurteilt und gerechtfertigt werden.

Nachhaltig waren diese Aktionen nicht. Die Untersuchung der angeblich unbedenklichen Finanzgeschäfte von Hildebrands Frau Kashya verdient den Namen nicht. Der Vize des Bank-

rats, der Neuenburger SP-Staatsrat Jean Studer, rutschte auf den Chefessel. Und neu in den Bankrat wurde ein treuer CVP-Gefolgsmann von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) gewählt.

Der Kandidat, der eine Erneuerung des SNB-Geheimrats versprochen hätte und auch von Wirtschaft und Wissenschaft unterstützt wurde, hiess Andreas Binder, Prof. Dr. iur. und lic. oec., Anwalt in Baden und Professor an der Universität St. Gallen, Vertreter des wirtschaftsliberalen Flügels der CVP. Der bestens vernetzte Binder, der sich zu seiner Nichtwahl «nicht weiter äussern möchte», wurde offenbar von der Finanzministerin mit einem Wisch abserviert, der von seinen Supportern als unhöflich bis verletzend taxiert wird.

Verbindungen zu Finanzjongleuren

Glorios gekürt wurde der Luzerner CVP-Mann Dr. Christoph Lengwiler, Verwaltungsrat der Luzerner Kantonalbank und Dozent an der Universität Luzern. Dessen Kernkompetenzen sind die Verwandtschaft und die Verbindungen zu internationalen Finanzjongleurkreisen. Lengwiler ist der Schwager des Luzerner CVP-Ständerats Konrad Graber. Graber selbst ist innerhalb der CVP-Fraktion zuständig für Personelles, also für Wahlen in höhere Gremien. Und als bekennender SVP-Hasser unterstützt

er Widmer-Schlumpf bedingungslos. Als Präsident der Wirtschaftskommission zwingt er jede ihrer Vorlagen in die gewünschte Richtung.

Christoph Lengwiler, der Vertreter der Finanzministerin in der SNB, ist auch Verwaltungsrat der Shape Capital AG mit Sitz im steuergünstigen Freienbach SZ. Die Firma, die letztes Jahr einen Gewinn von 10,7 Millionen Franken erzielt hat, der zum Aktienrückkauf verwendet wird, kauft und verkauft mit einem Aktienkapital von derzeit 68 Millionen Franken Beteiligungen an in- und ausländisch Gesellschaften im Private-Equity-Bereich. In geläufiger Terminologie handelt es sich um eine Investmentgesellschaft. Zu diesem Zweck unterhält sie zwei Tochterfirmen an sehr interessanten Adressen. Die Geschäfte laufen einerseits über ihre 100-Prozent-Tochterfirma Shape Capital (Cayman) Ltd., die auf Grand Cayman angesiedelt ist und über ein Aktienkapital von 128 Millionen Franken verfügt. Der andere Vorposten, der Lengwilers Firma zu 40 Prozent gehört, befindet sich im US-Bundesstaat Delaware und heisst RGS Capital LP; weitere Angaben gibt es nicht.

Zur Stützung des Gedächtnisses: Auf den Cayman Islands in der Karibik, die zu Grossbritannien gehören, herrscht Steuerfreiheit. Die Inselgruppe, auf der sich aus diesem Grund über 40 Prozent aller Hedge-Funds angesiedelt haben

und die zum fünftgrössten Finanzplatz der Welt aufgestiegen ist, tauchte 2009 zwar auf der ominösen grauen OECD-Liste der Steuerparadiese auf, verschwand nach vagen Zusagen und vor allem auf Druck Londons aber sofort wieder aus dem Fokus der Schwarzgeldfahnder.

Die Fiskaloase Delaware an der US-Ostküste zieht Holdinggesellschaften an und ist vor allem attraktiv, weil ausserhalb des Bundesstaates erzielte Gewinne nicht versteuert werden müssen. Auch können dort Unternehmen anonym und ohne jedes Grundkapital gegründet werden. Eine einzige Person kann sämtliche Firmenfunktionen bekleiden; zudem herrscht keine Pflicht zur Präsenz oder zur Publikation von Unternehmensdaten. Das macht Delaware zum beliebtesten Steuerparadies der Welt. Nur dank der Protektion Washingtons taucht der Bundesstaat auf keiner OECD-Liste auf.

Der Vertraute der schweizerischen Finanz- und Fiskalministerin im hohen Bankrat ist also ein Investment-Financier, der seine diskreten Millionen-Deals über zwei der bekanntesten Offshore-Zonen abwickelt. Das verpflichtet gegenseitig.

Kashya Hildebrand geschont

Am 25. April hatte die Spitze der Nationalbank einen weiteren Vorhang zugezogen. «Mit Befriedigung» verkündete sie, dass Frau Kashya Hildebrand keine unlauteren Geschäfte getä-

tigt habe. Offenbar ohne einen Blick auf die merkwürdig organisierte Untersuchung zu werfen, verbreiteten die Medien unisono diese Botschaft. Die erste Analyse der KPMG, die bereits heikle Devisentransaktionen Hildebrands und von dessen Direktionskollegen Jean-Pierre Danthine zutage gefördert hatte, klammerte die Konten Kashya Hildebrands, einer professionellen Devisenhändlerin, aus, angeblich aus Zeitgründen.

Öffentliche Kritik zwang den Bankrat, auch deren Bankgeschäfte unter die Lupe zu nehmen. Allerdings änderte er plötzlich die Kriterien. Während bei den sechs Mitgliedern des erweiterten Direktoriums (EDIR) alle Fremdwährungstransaktionen ab 1000 Franken abgeklärt wurden, verschob der Bankrat am 13. März die Limite schlagartig um Faktoren nach oben: Die KPMG durfte bei Kashya Hildebrand nur noch Devisentransaktionen über 20 000 Franken kontrollieren! Mit andern Worten: Allfällige Käufe von Derivaten (Call- oder Put-Optionen) mit einer zwanzig- oder dreissigfachen Hebelwirkung wurden bewusst ausgeklammert.

Mit dem Einsatz von 10 000 Franken in Devisenoptionen lässt sich eine sechsstellige Summe verdienen – sofern man die Richtung der Märkte kennt. Philipp Hildebrand hat selbst erzählt, dass er mit seiner Frau währungspolitische Fragen diskutiere. Und

Kashya Hildebrand outete sich am 3. Januar im Schweizer Fernsehen als informierte Devisenspekulant, als sie sagte, sie habe kurz vor der Aufwertung US-Dollar gekauft, weil er «historisch tief» gewesen sei. Dessen konnte zu diesem Zeitpunkt nur jemand sicher sein, der wusste, dass eine Intervention zur Schwächung des Frankens bevorsteht.

Als Grund für die Änderung der Regeln und die seltsame Schonung von Kashya Hildebrand erklärt die SNB nach viertägiger Bedenkzeit: «Es ging um eine Güterabwägung zwischen Aufwand/Kosten und den allfälligen Konsequenzen; Philipp Hildebrand war zu diesem Zeitpunkt schon geraume Zeit nicht mehr bei der SNB. Die Überprüfung der anderen EDIR-Mitglieder stand im Vordergrund, weil sie weiterhin im Dienste der SNB waren.» Das ist darum unglaublich, weil alle diese Abklärungen längst abgeschlossen waren und keine Zeit drängte.

Der Verdacht vieler Finanzfachleute, dass Kashya Hildebrand mit Devisenoptionen ge-dealt habe, wird durch diese manipulierte Analyse eher erhärtet als ausgeräumt. Die SNB beantwortet die direkt gestellte Frage nicht, ob es zutrefte, dass Frau Hildebrand mit Derivaten gehandelt habe.

Was belegt: Die zweite KPMG-Untersuchung dient nicht etwa der Aufklärung und der Transparenz, sondern der neuen Verschleierung. ○

«Lass mich auf dem Zurich vitaparcours nicht hängen.»

Unser Beitrag zum Schweizer Wohlbefinden: Zurich unterstützt vitaparcours, das erfrischende Sporterlebnis in der Natur. Auch im Wald in Ihrer Nähe. www.zurichvitaparcours.ch

 **ZURICH**
vitaparcours 

Erhältlich im
App Store

Nationalbank liegt richtig

Die Wechselkursgrenze von Fr.1.20 pro Euro ist nicht in Stein gemeisselt. Zurzeit stellt sich die Frage nach einer neuen Geldpolitik nicht. Das kann sich aber rasch ändern. Je nachdem, ob die Unsicherheit in der Euro-Zone weiter zunimmt oder die Probleme endlich angepackt werden. *Von Kurt Schiltknecht*



Eigenständige Geldpolitik: Nationalbank-Präsident Jordan.

Seit die Schweizerische Nationalbank ihre Untergrenze des Euro-Franken-Kurses von 1.20 mit milliardenschweren Devisenkäufen verteidigen muss, schießen die Währungsexperten wie Pilze aus dem Boden. Journalisten und Politiker fühlen sich bemüsst, die Nationalbank zu kritisieren oder Ratschläge für ein erfolgversprechendes Vorgehen zu geben.

Auf der einen Seite gibt es noch immer Vertreter der Gewerkschaften und der Exportindustrie, zu denen auch der schweizerische Wirtschaftsminister gehört, die unbeirrt an ihrer Forderung nach einer noch weiter gehenden Abschwächung des Frankens festhalten. Diese Kreise scheinen nicht zur Kenntnis genommen zu haben, dass sich der Franken in den letzten zwölf Monaten gegenüber dem Dollar und dem Yen um mehr als 10 Prozent und gegenüber dem Pfund um knapp 10 Prozent abgewertet hat. Das gegenwärtige Wachstum der

schweizerischen Wirtschaft und die fortlaufende Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte widerlegen zudem die These, dass ein Euro-Franken-Kurs von 1.20 die schweizerische Wirtschaft in eine Krise treiben würde. Im Gegenteil, eine darüber hinausgehende Abwertung des Frankens hätte die Gefahr einer Inflation und eines weiteren Anstiegs der Zuwanderung mit sich gebracht.

Auf der anderen Seite gibt es eine Gruppe, die die Preisgabe der bisherigen Untergrenze und eine völlige Freigabe des Frankenkurses fordert, wohl wissend, dass dies zu einer weiteren, möglicherweise aus dem Ruder laufenden Aufwertung führen könnte.

Verfehlte Polemik gegen Jordan

Grotesk ist der Versuch eines Journalisten in der Zeitung *Der Sonntag*, die Verantwortung für die heutigen Wechselkursprobleme dem

heutigen Nationalbank-Präsidenten Thomas Jordan in die Schuhe zu schieben. Weil dieser vor 13 Jahren in einem Aufsatz völlig zu Recht die Meinung vertreten hat, dass eine Anbindung des Frankens an den Euro mit riesigen Problemen für die schweizerische Wirtschaft verbunden wäre, ziehen heute die Marktteilnehmer in Zweifel, dass die Nationalbank unter Jordans Leitung die Untergrenze von 1.20 mit aller Entschiedenheit verteidigen würde.

Wer eine so absurde These verbreitet, hat den Unterschied zwischen einer Anbindung des Frankens an eine andere Währung und der Festsetzung einer temporären Untergrenze nicht verstanden. Man kann nachvollziehen, dass Laien Mühe haben, die Differenz zu erkennen. Ein Journalist, der sich anmass, den Nationalbank-Präsidenten für die Wechselkurskrise verantwortlich zu machen, und ihm eine bröckelnde Glaubwürdigkeit vorwirft,

sollte allerdings wissen, dass eine Anbindung des Schweizer Frankens an eine andere Währung und eine temporäre Wechselkursuntergrenze zwei verschiedene Paar Schuhe sind:

Bei Ersterem gibt die Schweizerische Nationalbank ihre eigenständige Geldpolitik auf. Sie richtet stattdessen ihre Politik nur auf den Wechselkurs aus. Dies war unter dem System fester Wechselkurse der Fall. Die Schweiz musste damals mehrfach die Erfahrung machen, dass die Bindung an den Dollar zu Inflation und zu einer Übernahme der ausländischen Konjunkturschwankungen führte. Um sich vor inflationären Einflüssen aus dem Ausland abzuschotten und die Möglichkeit zu haben, die Geldpolitik auf die Bedürfnisse der eigenen Wirtschaft auszurichten, wurde Anfang der siebziger Jahre die Bindung des Frankens an den Dollar aufgegeben und zu einem System flexibler Wechselkurse übergegangen.

Die von Thomas Jordan in seinem Aufsatz vertretene These, dass eine eigenständige Geldpolitik ohne Anbindung an eine ausländische Währung für die schweizerische Wirtschaft von grossem Vorteil sei, hat sich in den letzten vierzig Jahren bewährt. Heute steht die Schweiz nicht zuletzt dank ihrer eigenständigen Geldpolitik wesentlich besser da als praktisch alle anderen europäischen Länder. Selbstverständlich stellen die immer wieder zu beobachtenden starken Wechselkursauschläge die schweizerische Wirtschaft vor grosse Herausforderungen.

In den letzten vierzig Jahren gab es allerdings nur zwei Episoden, in denen eine Aufwertungswelle die ganze schweizerische Exportindustrie zu bedrohen schien und die Nationalbank zu einer vorübergehenden Abkehr von ihrer auf Preisstabilität ausgerichteten Geldpolitik zwang. Dies war 1978 und im letzten Jahr der Fall. Abgesehen von diesen beiden Perioden waren die Devisenmärkte immer in der Lage, wirtschaftlich vernünftige Wechselkurse zu bilden.

Wenn es klare Signale braucht

Sowohl die Zeit von 1978 wie diejenige von heute sind durch eine grosse Unsicherheit über die künftige Geld- und Wirtschaftspolitik der wichtigsten Industrieländer geprägt. Im Jahr 1978 wusste niemand, ob die USA an ihrer inflationären Geldpolitik festhalten würden, und heute steht es in den Sternen, wie die Euro-Länder ihre Schulden-, Banken- und Euro-Krise lösen wollen. Die Hektik, mit der immer wieder neue Massnahmen getroffen und neue geplant werden, trägt auch nicht zur Vertrauensbildung bei.

Nicht viel besser sieht die Situation in den USA aus. Unter so unsicheren Verhältnissen ist es für die Finanzmärkte fast unmöglich, vernünftige Prognosen zur Zins- und Wechselkursentwicklung zu machen. Die Gefahr ist gross, dass es zu wirtschaftsbedrohenden

Übertreibungen kommt. In dieser Situation müssen die Notenbanken den Märkten klare Signale setzen. Dies hat die Nationalbank sowohl 1978 wie auch im letzten Jahr mit der Bekanntgabe einer temporären Untergrenze für den Wechselkurs getan.

Solche Wechselkursziele implizieren weder eine Anbindung an eine andere Währung, noch sind sie in Stein gemeisselt. Im Gegenteil, die Nationalbank muss laufend überprüfen, ob die bei der Festsetzung des Wechselkurszieles gemachten Annahmen nach wie vor Gültigkeit haben. Wenn sich diese grundsätzlich ändern, muss das Wechselkursziel aufgegeben oder modifiziert werden.

1978 fiel das Wechselkursziel relativ schnell aus den Traktanden, da die Unsicherheit über die künftige Wirtschaftspolitik im Ausland ausgeräumt wurde und die Devisenmärkte wieder in der Lage waren, vernünftige Wechselkurserwartungen zu bilden. In der Folge pendelte sich der Frankenkurs deutlich über dem festgelegten Ziel ein. Heute sieht die Situation, zumindest vorderhand, anders aus. Die Euro-Länder sind der Lösung ihrer Probleme noch nicht nähergekommen. Die Unsicherheit nimmt zu, und die Produktionskosten in den Euro-Ländern steigen stärker als in der Schweiz.

Navigation in stürmischer See

Beide Faktoren würden für eine leichte Senkung des Wechselkurszieles sprechen. Doch es gibt gute Gründe, noch nicht vom festgelegten Ziel abzuweichen. Einerseits würde eine Preisgabe etwas an der Glaubwürdigkeit der Nationalbank rütteln. Andererseits besteht die Hoffnung, dass sich die Euro-Länder doch noch zu einem wirksamen Vorgehen durchringen. Dies hätte dann positive Wirkungen auf den Euro-Kurs. Fürs Erste ist die Situation allerdings so konfus, dass niemand weiss, in welche Richtung die Reise geht. Deshalb kann es auch nicht überraschen, dass die Meinungen über den von der Nationalbank kurzfristig einzuschlagenden Weg auseinandergehen.

Die von sehr vielen gehegten Befürchtungen, dass eine Modifikation des Zieles die Glaubwürdigkeit der Nationalbank untergraben würde, wären nur dann gerechtfertigt, wenn die Nationalbank nicht glaubwürdig erklären könnte, weshalb sie das Ziel modifiziert.

Auch die Devisenmärkte und Spekulanten wissen, dass das weltwirtschaftliche Umfeld sich verändert und neue Lösungen nötig machen kann. Nur ökonomische Laien können glauben, dass ein Wechselkursziel von 1.20 ewig Bestand hat. Wie lange es so bleibt, entscheidet die Nationalbank.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefvolkswirt der Schweizerischen Nationalbank (SNB).

Hildebrand

Das Comeback

Interlaken feiert den Ex-Präsidenten als Opfer. Die Begeisterung war gross.

Sein grösster Fehler als Nationalbank-Chef, eröffnete Ex-Präsident Philipp Hildebrand seinen nickenden Zuhörern letzte Woche am Swiss Economic Forum in Interlaken, sei es gewesen, dass er dem SVP-Politiker Christoph Blocher in Herrliberg keinen Antrittsbesuch abgestattet habe. Wer hier einen Witz, eine subtil gepflanzte Pointe vermutete, sah sich getäuscht. Hildebrand meinte es ernst. Er habe sogar, fuhr er fort, von namhaften Kollegen den ausdrücklichen Ratschlag bekommen, zum Amtsbeginn unbedingt bei Blocher vorstellig zu werden. Dass er es nicht gemacht habe, analysierte Hildebrand, habe ihn als Nationalbankpräsidenten den Kopf gekostet.

War es Realitätsverlust? War es Strategie? Es war auf jeden Fall die passende Anekdote zum Comeback des ehemaligen Notenbankers, das stürmische Begeisterung auslöste. Kein Wort der Kritik, kein Widerspruch trübte die Eintracht. Hildebrand konnte sich in brillanten Darbietungen als unschuldig Opfer einer rachsüchtigen politischen Schmuddel-Intrige inszenieren, unter dem Beifall aller Anwesenden.

Vergessen blieben die Fakten. Hildebrand hatte Inside-Informationen für gewinnbringende private Devisengeschäfte genutzt, diese Geschäfte zuerst abgestritten, dann der Frau zugeschoben und schliesslich zugegeben. Auf Druck des Bankrats, des Bundesrats und seiner Kollegen im Direktorium musste Hildebrand zurücktreten. Es war eigenes Fehlverhalten, das ihn ins Verderben stürzte.

Wenn die Affäre Hildebrand einen Gradmesser für die politische Befindlichkeit in der Schweizer Elite darstellt, dann lässt sich daraus nur ein Befund ablesen: Es gibt derzeit einen geradezu hasserfüllten Anti-Blocher-Reflex. Der absonderliche Fan-Kult um den Ex-Notenbanker, der seine Vertrauensstellung für private Vorteilsnahme missbrauchte, ist nicht anders zu erklären. Der Überdross an Blocher scheint so gross zu sein, dass er den nüchternen Blick vernebelt. Es wäre nicht überraschend, wenn Hildebrand demnächst zur Wiederwahl als SNB-Präsident vorgeschlagen würde. Interlaken hätte ihn mit fliegenden Fahnen längst gewählt.

Roger Köppel



«Überdurchschnittlich integriert»: ehemalige Regierungsrätin Keller-Sutter.

«Naiv und weltfremd»: Behörden-Kritiker Strässle.

«Bestraft für die Wahrheit»

Whistleblower Adrian Strässle wird von der Justiz hart dafür belangt, dass er den Fall Keller-Sutter aufgedeckt hat. Gleichzeitig bestätigt das Urteil sämtliche Missstände im St. Galler Migrationsamt, die via *Weltwoche* publik geworden sind. Von Philipp Gut

Zunächst die News: Adrian Strässle, ehemaliger Mitarbeiter im St. Galler Migrationsamt und Informant der *Weltwoche* im Fall Keller-Sutter, ist von der St. Galler Staatsanwaltschaft der «mehrfachen Verletzung des Amtsgeheimnisses» für schuldig befunden worden. Der ausserordentliche Staatsanwalt Herbert Brogli verhängte gegen den Whistleblower eine bedingte Geldstrafe von 60 Tagessätzen zu je 110 Franken – was 6600 Franken entspricht. Zudem muss Strässle eine Busse von 1000 Franken bezahlen sowie die Kosten des Verfahrens übernehmen, die sich auf 3020 Franken belaufen – inklusive «besonderer Auslagen», womit vor allem die Rollkommando-mässige Hausdurchsuchung durch Sondereinheiten der Kantonspolizei gemeint ist. Strässle muss also auch dafür aufkommen, dass ihm die Kapo das halbe Haus auf den Kopf gestellt, Computer, Telefone und selbst die Hip-Hop-CD-Sammlung seines Sohns beschlagnahmt hat.

Strafe viermal höher als bei Zopfi/Wyler

Das Verdikt ist hart, auch im Vergleich mit andern Whistleblowing-Fällen. Margrit Zopfi und Esther Wyler etwa, die ebenfalls via *Weltwoche* die mangelhafte Kontrolle im Stadtzürcher Sozialamt aufgedeckt hatten und dafür mit dem Prix Courage des *Beobachters* ausgezeichnet worden waren, mussten 20 Tages-

sätze à 80 Franken bezahlen. Die Strafe für Adrian Strässle fiel damit mehr als viermal höher aus als diejenige für Zopfi/Wyler.

Der ehemalige Verwaltungsangestellte, der vierzehn Jahre in Diensten des Kantons St. Gallen stand – davon zehn im Migrationsamt –, hatte die *Weltwoche* im vergangenen Herbst mit Informationen über Missstände im Departement der damaligen Regierungsrätin und heutigen Ständerätin Karin Keller-Sutter (FDP) versorgt (siehe *Weltwoche* Nr.34/11, 35/11, 36/11). Im Zentrum der Affäre stand die Departementsvorsteherin persönlich: Sie hatte, auf Drängen der ehemaligen SP-Kantonsrätin Clarisse Pellizzari – von Keller-Sutter in offiziellen Briefen «liebe Clarisse» genannt –, einen rechtskräftigen Asylentscheid durch direkte Einflussnahme aufheben und in sein Gegenteil verkehren lassen.

Konkret und zur Erinnerung: Das Gesuch der türkischen Familie Al Hariri, die im Asylverfahren gelogen und sich fälschlicherweise als iranisch ausgegeben hatte, war vom Bundesamt für Migration abgewiesen worden. In zweiter Instanz bestätigte das Bundesverwaltungsgericht den negativen Entscheid – womit die Ablehnung rechtskräftig war. Eigentlich. Denn jetzt liess die Regierungsrätin und angesehene Asylpolitikerin Keller-Sutter ihre Macht und ihre Beziehungen spielen – mit

dem bekannten Resultat. Stossend daran waren insbesondere drei Dinge.

«Analphabetismus» ist amtlich

Erstens: Keller-Sutter griff in ein abgeschlossenes Verfahren ein, das letztinstanzlich entschieden war. Jeder andere Betroffene hätte gehen und das Land verlassen müssen; nur für die Familie Al Hariri – selbst diesen erfundenen Namen hat sie sich zwecks Täuschung der Behörden zugelegt – galten andere Regeln. Sie durfte dank der Protektion durch die Regierungsrätin bleiben – was einer Diskriminierung aller andern, in korrektem Verfahren abgewickelter Fälle gleichkommt und der Willkür Tür und Tor öffnet.

Zweitens: Dass Asylentscheide oder Wegweisungen überdacht werden, wenn neue Fakten vorliegen, ist zwar im Gesetz vorgesehen. Im Fall Al Hariri war dies jedoch nicht der Fall, im Gegenteil: Keller-Sutters Intervention erfolgte nur wenige Wochen nach dem Entscheid des Bundesverwaltungsgerichts. Es gab nichts, was eine Neuurteilung notwendig gemacht hätte – ausser der regierungsrätlichen Willkür und Protektion, von der sich Keller-Sutter vermutlich eine politische Image-Erweiterung versprach. Dieser Umstand spiegelt ein Kuriosum in den Akten: Der umgedrehte Entscheid kommt ohne jede Begründung aus – in einem Rechtsstaat ein

Unding. Denn die Verfügungen des zuständigen Bundesamtes für Migration müssen rekursfähig sein – und das sind sie nur dann, wenn sie begründet werden. Ohne Argumente kann man nicht argumentieren.

Nun könnte man – drittens – einwenden, dass die damalige Regierungsrätin Herz gezeigt und jenseits aller Verfahrensregeln sich aus menschlichen Gründen für eine besonders gut in der Schweiz eingelebte Familie engagiert habe. Tatsächlich rechtfertigte Keller-Sutter ihre Intervention nachträglich mit einer angeblich «überdurchschnittlichen» Integrationsleistung der Al Hariris. Doch dies entsprach nicht den Tatsachen. Die Türken waren, obwohl sie seit Jahren in der Schweiz lebten, sogar auffällig schlecht integriert.

Es gehört zur Ironie des Strafbefehls gegen Whistleblower Strässle, dass die St. Galler Staatsanwaltschaft die *Weltwoche*-Recherchen in allen Details bestätigt und damit die Darstellung von Keller-Sutter Lügen straft. Zum Thema «Integration» bilanziert die Staatsanwaltschaft wörtlich: «Unterstützung durch Sozialhilfe, Ausgaben des Sozialamtes in der Höhe von CHF 150 000, mangelnde Kenntnisse der deutschen Sprache durch Nihat Al Hariri trotz 136 besuchter Deutsch-Lektionen, Analphabetismus und fehlende Deutsch-Kenntnisse von Fatis Al Hariri, Schwierigkeiten von Nihat Al Hariri im Umgang mit weiblichen Vorgesetzten» et cetera.

Mehr noch: Nicht nur die Eltern Nihat und Fatis Al Hariri waren kaum integriert; auch um die Kinder stand es schlecht. Sie hatten nicht, wie Keller-Sutter unter anderem im Schweizer Fernsehen behauptete, zum Zeitpunkt ihrer Intervention eine «Lehre» absolviert, sondern ein sogenanntes Brückenangebot für perspektivlose Jugendliche besucht. Später scheiterte der Versuch der Tochter, eine Anlehre in einer Bäckerei zu machen – nach Angaben des Lehrmeisters auf Druck des Patriarchen Nihat, ihres Vaters. Analphabetismus, Sozialhilfe, Brückenangebote, Unterdrückung der eigenen Tochter: Kann man da, ohne zu erröten, von «überdurchschnittlicher» Integration sprechen?

St. Galler Justizklüngel

Die Staatsanwaltschaft St. Gallen wirft Strässle vor, dass er nicht versucht habe, intern auf die Missstände hinzuweisen und «politische Instanzen» darauf aufmerksam zu machen. Dieser Einwand kommt bei Whistleblowing-Fällen immer wieder. Strässle kontert: Die Vorstellung, dass es möglich gewesen wäre, das Fehlverhalten durch interne Kritik zu korrigieren, sei «völlig naiv» und weltfremd – schliesslich ging es um die oberste politische Chefin persönlich. Protest wäre einem beruflichen Harakiri gleichgekommen, so Strässle. «Ich habe die Wahrheit gesagt und werde dafür bestraft», sagt der Whistleblower.

Dass man sich im Migrationsamt sehr wohl bewusst war, dass die Intervention der Departementschefin problematisch sei, zeigt eine E-Mail des stellvertretenden Amtsleiters René Hungerbühler: Darin warnt er die Mitarbeiter, der Fall dürfe keinesfalls an die Öffentlichkeit gelangen. Die Vorstellung, Strässle hätte die Missstände quasi per Dienstweg melden sollen, mutet angesichts dieser Umstände beinahe zynisch an.

Das Ergebnis ist wenig überraschend: Die Staatsanwaltschaft schlägt sich auf die Seite der Staatsmacht, die sie vertritt. Es fehlt jede Erörterung sogenannter ausser- oder übergesetzlicher Rechtfertigungsgründe – also die Klärung der Frage, ob nicht ein überwiegendes Interesse der Öffentlichkeit bestand, die Missstände zu kennen, die das Migrationsamt unter Karin Keller-Sutter partout und mit allen Mitteln unter den Teppich kehren wollte.

Wie eng die St. Galler Justiz verklüngelt ist, zeigt schliesslich Folgendes: Als Anwalt der Al Hariris, die gegen Adrian Strässle klagten, fungierte ein gewisser Max Imfeld. Dieser ist neben seiner nebenamtlichen Kanzleitätigkeit Untersuchungsrichter im Kanton St. Gallen – und damit dem Sicherheits- und Justizdepartement angegliedert, dem Karin Keller-Sutter vorstand. Ein Schuft, wer da an Filz und Politjustiz denkt. ○



Im Durchschnitt isst jeder 73 kg Früchte pro Jahr.

Wir interessieren uns nicht für den Durchschnitt, wir interessieren uns für Sie. Deshalb bieten wir für jeden Geschmack eine passende Versicherungslösung.

Lassen Sie sich von uns beraten: In einer der 120 Agenturen, per Telefon 0844 277 277 oder auf www.css.ch. **Ganz persönlich.**



Schüler im Therapeutenstadl

Obwohl sie weder geistig noch körperlich behindert sind, werden immer mehr Kinder in Sonderschulen gesteckt und später von der Invalidenversicherung versorgt. Das wirft ein schlechtes Licht auf die Volksschule, die angeblich alle Schüler integrieren will. *Von Lucien Scherrer*

Mike (Name geändert) ist ein intelligenter, aber mühsamer Schüler: Er stört den Unterricht, tanzt den Lehrern auf der Nase herum und ist die meiste Zeit bekifft. Seine Eltern sind ratlos – und geben sich die Schuld am Versagen ihres Sprösslings. Die Schule versucht dem Jungen mit allen möglichen Elixieren und Therapien beizukommen: Er wird mit Ritalin versorgt, von Noten und häufig auch vom Unterricht befreit. So braucht er nur über Bauchschmerzen zu klagen, und schon wird er nach Hause geschickt. Doch der pflegliche Umgang macht ihn nur noch renitenter. Jetzt wird eine Schar von Helfern auf den Schüler

In manchen Klassenzimmern herrscht ein Kommen und Gehen von Sonderpädagogen.

losgelassen. Psychologen, Logopäden und Motoriker sollen ihn, den «Verhaltensauffälligen», analysieren und heilen. Es hilft alles nichts. Mit zwölf Jahren wird Mike, dutzendfach abgeklärt und begutachtet, in eine heilpädagogische Sonderschule abgeschoben. Obwohl er weder geistig noch körperlich behindert ist. Mike ist kein Einzelfall. Die Zahl der Kinder, die in Sonderschulen geschickt werden, ist in der Schweiz seit den neunziger Jahren dramatisch gestiegen – und das bei tendenziell abnehmenden Gesamtschülerzahlen. Im Kanton St. Gallen wurde seit 1990 ein Zuwachs von vierzig Prozent verzeichnet; derzeit gibt es über 1500 Sonderschüler. Nicht besser sieht es im Kanton Zürich aus: 3852 Schüler wurden 2010 in Heim- und Sonderschulen unterrichtet; zehn Jahre zuvor waren es noch 2704. Im Aargau wurden im letzten Jahr 1663 Sonderschüler gezählt, rund 170 mehr als 2007. Kanton und Gemeinden kostete das über 109 Millionen Franken. Die Invalidenversicherung (IV) hat sich 2007 aus der Finanzierung der Sonderschulen zurückgezogen. Seither streiten sich Gemeinden und Kantone über die Aufteilung der ausufernden Kosten.

Dabei ist die Zahl der geistig und körperlich behinderten Kinder – diese stellen die klassische Klientel der Sonderschulen dar – konstant geblieben. Explodiert ist dagegen die Zahl derer, die wegen Verhaltensauffälligkeit oder «sozialer Beeinträchtigung» vom normalen Unterricht ausgeschlossen werden. Im Kanton Zürich etwa wurden im Jahr 2000 noch 522 verhaltensauffällige Sonderschüler



Man nennt es «verhaltensoriginell».

gezählt. Zehn Jahre später waren es bereits 877. Und es sind längst nicht mehr nur schlecht integrierte Migrantenkinder, die in Sonderschulen gesteckt werden, sondern zunehmend auch Söhne und Töchter aus gutbürgerlichen Familien. Der Boom der Sonderschulen macht umso stutziger, als es ihn eigentlich gar nicht geben dürfte. Denn von Graubünden bis Genf wird dem Grundsatz nachgeeeifert, möglichst alle Kinder, egal, ob sie verhaltensauffällig, lernschwach oder behindert sind, in Regelklassen zu unterrichten. Klein- und Sonderklassen werden im Namen der Chancengleichheit aufgelöst, weil von der Integration angeblich alle Kinder profitieren: die Schwachen von den Starken und umgekehrt.

Endlager für schwierige Schüler

Vor diesem Hintergrund müsste jeder neue Sonderschüler eine Provokation sein, der das

hehre Projekt der Integration in Frage stellt. Diese Einsicht sucht man bei den Volksschulämtern jedoch vergeblich. Viel lieber macht man auf Zweckoptimismus. So schreibt Martin Wendelspiess, Leiter des Zürcher Volksschulamtes: «Die konsequentere Integration in die Regelklasse [...] hat im Bereich der Verhaltens- und Lernbehinderung dazu geführt, dass der Trend zur Separierung gebremst werden konnte.» Das scheint ein frommer Wunsch zu sein. Im Aargau etwa schätzt man die Situation weniger optimistisch ein. «Die Nachfrage nach Angeboten in stationären Sonderschulen für Kinder mit sozialer Beeinträchtigung ist anhaltend hoch», sagt Irène Richner, Sprecherin des Bildungsdepartements. Seit einigen Jahren steige auch die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die nebst «massiver Verhaltensauffälligkeit» an psychischen Störungen leiden würden. Obwohl die Anzahl Plätze in den

heilpädagogischen Sonderschulen aufgestockt worden sei, stiessen die Einrichtungen an die Grenzen der Belastbarkeit. Ob das an der Auflösung der Kleinklassen liege, lasse sich «nicht schlüssig beantworten».

Mit anderen Worten: Es herrschen Chaos und Ratlosigkeit. Statt das Konzept des integrativen Unterrichts zu hinterfragen, wenden



Hoher Therapiebedarf: Regierungsrätin Aeppli.



Immer neue «Klienten»: Erzieherin Garibovic.

Politiker und Behörden lieber Zwang an. So müssen die Gemeinden im Kanton St. Gallen nach dem Willen des Kantonsrates ab 2013 für jeden Sonderschüler 36000 statt wie bisher 21000 Franken bezahlen. Die Botschaft ist klar: Integriert, wenn ihr nicht ruiniert werden wollt. Dabei leiden finanzschwache Gemeinden, die oft eine hohe Sonderschülerquote aufweisen, schon heute unter den Kosten. Und der Druck auf die Lehrerschaft, die wegen der aufwendigen Integrationsübungen bereits am Anschlag ist, steigt noch mehr. Dabei gärt es dort schon lange: Viele Lehrer sind mit dem System des integrativen Unterrichts denkbar unzufrieden. In der Praxis, so der Tenor, profitierten die Kinder nicht voneinander – im Gegenteil. «Die verhaltensauffälligen Schüler sorgen dauernd für Unruhe, provozieren die anderen und hindern sie am Lernen», sagt ein Lehrer aus der Stadt Zürich. «Es wäre einfa-

cher, wenn diese Kinder wieder in Kleinklassen unterrichtet würden.» Eine andere Lehrerin berichtet, dass schwache und verhaltensauffällige Kinder (im Jargon «verhaltensoriginell» genannt) in Regelklassen derart fertig gemacht werden, dass sie froh sein müssen, wenn sie in eine Sonderschule dürfen. Manchmal helfe sogar der Schulpsychologe nach: «Er attestiert ihnen einen tieferen IQ, damit sie direkten Anspruch auf Sonderschulung haben.» Umgekehrt seien überdurchschnittlich intelligente Schüler unterfordert, weil die Lehrer keine Zeit mehr für sie hätten. Die Folgen sind ein sinkendes Leistungsniveau und Wechsel zu Privatschulen.

Am Ende führt das Ziel der Integration zu neuer Separation. Wie das Beispiel Mike zeigt, werden Sonderschulen zunehmend als eine Art Endlager für normal intelligente, schwierige Schüler missbraucht, die niemand mehr unterrichten will. «Es gibt einen Trend, Kinder in Sonderschulen abzuschieben, wenn Lehrer und Behörden nicht mehr weiterwissen», sagt ein Lehrer aus dem Aargau, der seit über zwanzig Jahren unterrichtet. Seiner Meinung nach gibt es heute mehr Schüler, die negativ auffallen, als früher. «Einige sind überfordert, andere unterfordert, und kaum einer kommt noch aus einer normal funktionierenden Familie.» Dennoch ist er überzeugt, dass neunzig Prozent der schwierigen Fälle verhindert werden könnten, wenn die Lehrer konsequent durchgreifen würden. «Sie haben aber oft Beisshemmungen.»

«Denen geht es nicht um die Kinder»

Die Nacherzieherin – allein das Wort spricht Bände – und Konfliktmanagerin Sefika Garibovic kümmert sich im Auftrag von Eltern oder Behörden um Kinder wie Mike, an denen sich Lehrer und Psychologen die Zähne ausbeissen. Für sie ist klar: Es gibt nicht immer mehr Kandidaten für die Sonderschule – es gibt nur immer mehr Kinder, die dazu gemacht werden. Schuld daran ist ihrer Meinung nach die «Betreuungsmaschinerie», die Bildungspolitiker in Gang gesetzt haben und an der sich Psychologen und Heilpädagogen laben. Diese würden die Klassenzimmer regelrecht durchkämmen, um neue «Klienten» zu finden. «Denen geht es nicht um die Kinder», sagt Garibovic, «die wollen bloss abkassieren.» Statt den Kindern zu helfen, würden sie ihnen das Gefühl geben, weder normal noch liebenswert zu sein.

Tatsächlich ist die Schule zu einer grossen Psycho-Couch geworden: Jedes zweite Schweizer Kind wird abgeklärt, mit sonderpädagogischen Massnahmen beglückt oder therapiert, wie aus einer Studie der Universität Zürich hervorgeht. In manchen Klassenzimmern herrscht zum Ärger der Lehrer ein permanentes Kommen und Gehen von Sonderpädagogen. Im Kanton Zürich ist der Therapiebedarf

offenbar derart gross, dass Bildungsdirektorin Regine Aeppli (SP) künftig allen Lehrern eine heilpädagogische Ausbildung vorschreiben will. So gleicht die Schule zusehends einem Therapeutenstadl, in dem die Regelklässler ambulante, die Sonderschüler dagegen stationäre Patienten sind.

Patienten, die nicht nur Gemeinden und Kantone, sondern auch die Sozialwerke belasten. Viele Sonderschüler, gerade solche mit dem Stempel «verhaltensauffällig», landen früher oder später bei der IV. Diese muss sich um die berufliche Eingliederung der Schulabgänger kümmern – und das gelingt längst nicht immer. Im Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) ist man über die Entwicklung der Sonderschülerzahlen gar nicht glücklich. So klagte der damalige BSV-Direktor Yves Rossier 2011 in der NZZ, dass die IV immer mehr Schulabgänger als Neurentner versorgen müsse. Zahlen kann das BSV auf Anfrage der *Weltwoche* allerdings nicht liefern.

«Wir biibääbeln nicht»

Von der Sonderschule in die IV und am Tropf des Staates – das waren auch die Zukunftsaussichten von Mike. Die Schule wollte ihn in ein Heim stecken und bei der IV für die berufliche Eingliederung anmelden. Doch es kommt anders: Mikes Eltern wehrten sich und engagierten Sefika Garibovic. Die Nacherzieherin fand eine Volksschule im Aargau, die bereit war, den Schüler aufzunehmen. Und allen Unkenrufen zum Trotz klappte es: Mike erzielt passable Noten und wird von seinen Kollegen akzeptiert. Derzeit bewirbt er sich um eine Lehrstelle. «Bei uns ist klar geregelt, was geht und was nicht», sagt der Leiter der Schule, an der Mike unterrichtet wird. Und: «Wir biibääbeln nicht mit den Schülern. Vielleicht funktioniert es gerade deshalb.» ○

«Ich sage ja, weil das Bausparen unseren KMU und dem Gewerbe neue Aufträge bringt.»

Markus Hutter, Nationalrat FDP, Winterthur

17. Juni
JA
BAUSPAREN
www.bausparen-ja.ch

Komtee «Eigene vier Wände dank Bausparen», Postfach, 3001 Bern



«Es gibt in diesem Dörfchen Sachen, die machen nicht mal alte Affen»: Oberried am Brienzsee.

20 000 Franken Belohnung

In einem kleinen Dorf im Berner Oberland kursieren seit Jahrzehnten anonyme Drohbriefe. Jetzt ist die Situation eskaliert: Eine Dorfbeiz wurde niedergebrannt. Der betroffene Christian Abplanalp macht sich auf die Suche nach dem Täter. *Von Andreas Kunz und Fabian Unternährer (Bilder)*

In Oberried im schönen Berner Oberland schicken sich Einwohner anonyme Briefe zu. Sie tun dies schon seit über fünfzig Jahren. Es hat sozusagen Tradition in Oberried am Brienzsee, sich schriftlich und anonym auf den Grind zu geben.

«Es gibt in diesem Dörfchen Sachen, die machen nicht mal alte Affen. Zu Oberried, am blauen See, da muss man sagen: Jemine», heisst es in einem anonymen Schreiben, in dem der Gemeinderat mit 68 (!) Reimen auf vier Seiten angegriffen wird.

Ein weiterer Brief, der im kleinen Dorf mit den 500 Einwohnern kursierte, datiert von 1964. Er reimt sich ebenfalls, und es geht darin um einen Rehbock, der aus dem Kofferraum eines Jägers entwendet wurde. Der Dieb versucht daraufhin, das gestohlene Tier zu verkaufen: «Mein Freund, den Bock verkauf ich Dir; Es hat noch viele im Revier. Denn die Keh-

le ist mir trochen, die begiess ich dann mit manchem Schoppen.»

Andere Beispiele für diesen eigenwilligen Brauch in Oberried sind weniger harmlos. Als 2009 die einheimische Katharina Michel zum «Music Star» des Schweizer Fernsehens gekürt wurde, zirkulierte eine zynische Würdigung im Dorf: «Das ist doch einfach wunderbar, berühmt zu sein als Musicstar. Gefeierte wird hier, auch vom Rat, gleich jede neue Lölitat.» Die restlichen der zwanzig Zeilen strotzen vor Beleidigungen und sexuellen Anspielungen. «Die Zeilen haben mich schon getroffen», sagt Michel. «Wäre der Verfasser an ein Konzert von mir gekommen, hätten wir über seine Probleme reden können.»

Es gibt über ein Dutzend solcher anonymen Briefe, die der *Weltwoche* vorliegen; meist geht es um Streitigkeiten unter Nachbarn, um die «Miststock-Politik» des Gemeinderats, ver-

botenen Hanfanbau oder angebliche Techtelmechtel im Dorf. Gemäss Schriftbild stecken unterschiedliche Urheber hinter den Briefen. Einige Schreiben sind in Reimform gehalten und sauber gestaltet, andere strotzen vor Rechtschreib- und Grammatikfehlern («Ich gäb dir noch eine Chance, sons bist du Kadaffer») und sind auf einer alten Schreibmaschine oder in krakeliger Kinderschrift geschrieben.

Jeder im Dorf kennt die Briefe

2009 reagierte der Gemeinderat mit einer «Bekanntmachung» und stellte per Aushang im Dorf fest, «dass (wiederum) anonyme Schreiben in Zirkulation gebracht wurden, welche sich gegen die Personen im Dienste der Gemeinde und der Allgemeinheit richten und diese verunglimpfen und bedrohen». Der Gemeinderat verurteilte «dieses Tun» und leitete «konkrete Ermittlungsmassnahmen» ein.

Genützt hat es nichts. Jeder in Oberried kennt zwar die Briefe, aber wer dahintersteckt, weiss ausser den Verfassern niemand. Bisweilen wird in den Dorfbeizen, im «Rössli» und im «Wydi», darüber gerätselt und über mögliche Täter gemunkelt. Doch die meisten Oberrieder haben sich längst an das anonyme Treiben gewöhnt. Solange sie selber nicht betroffen sind, geniessen sie ihr Leben in den Chalets auf der Sonnenseite des Brienersees. Nicht wenige amüsieren sich auch über die teils heiter verfassten Zeilen.

Doch jetzt ist fertig lustig. Jemand ist zu weit gegangen – es ist zu einem Verbrechen gekommen in Oberried. Nach drei Drohbriefen wurde das Hotel-Restaurant «Bären», die dritte Beiz im Dorf, in Brand gesteckt. Der Schaden beträgt gegen eine Million Franken, das Haus musste abgerissen werden – ein Glück, gab es keine Verletzte. Es war eine angekündigte Tat, denn in den Drohschreiben hiess es: «Wenn Sie und das ganze Pack nicht endlich aus unserem Dorf verschwinden, werden Sie dies noch sehr bereuen!!!» Und weiter: «Glauben Sie uns, dass ist eine ernstzunehmende Warnung!» Falls die Forderung «bis Ende Jahr» nicht umgesetzt sei, «werden Sie sehen was passiert.» Unterzeichnet war mit «Die Bewohner und Nachbarn».

Begonnen hatte alles mit einer Liebe

Polizei und Staatsanwaltschaft ermittelten, doch bis heute, sechzehn Monate nach dem Brand, ist der Fall ungeklärt. Der Empfänger der Briefe ist aus Oberried weggezogen, zu gross war nach dem Brand die Angst um seine Familie geworden. Doch aufgeben kommt für ihn nicht in Frage, er will dem Täter den vermeintlichen Sieg nicht überlassen und geht in die Gegenoffensive: Christian Abplanalp, 51, gebürtiger Oberrieder, Vater einer Tochter, Treuhänder und Steuerberater, hat es zu seiner persönlichen Angelegenheit gemacht, den Verfasser der Drohbriefe zu finden. 10 000 Franken Belohnung hat Abplanalp per Flugblatt für Hinweise auf die Täterschaft ausgesetzt. Und weil der Erfolg bisher ausgeblieben ist, will er das Kopfgeld jetzt auf 20 000 Franken verdoppeln.

«Ich muss wissen, wer dahintersteckt. Ich kann einfach nicht anders», sagt Abplanalp und erzählt ruhig und bedächtig die «abstruseste Geschichte meines Lebens». Es geht darin um Neid und Missgunst, um Sex und zwei junge Slowakinnen, um versteckte Feinde und einen Molotowcocktail – vorgefallen in einem der wohl schönsten Schweizer Dörfer mitten in den Bergen.

Begonnen hatte alles mit einer neuen Liebe. 2002 lernt der geschiedene Abplanalp in einem Cabaret Gabriela kennen, eine Rumänin aus Bukarest. Sie verlieben sich, Gabriela gibt ihren Job auf, 2005 heiraten sie. Ein Jahr später kommt eine Tochter zur Welt. Die Familie lebt

glücklich in ihrem Haus in Oberried, in dem bereits Abplanalps Eltern gewohnt hatten.

Der «Bären» gehört damals Werner Thomann, seinem Schwiegervater aus erster Ehe. Thomann ist zu alt geworden für den Betrieb und will ihn verkaufen. Er wendet sich an Abplanalp, den Treuhänder, mit dem er und seine Tochter noch immer freundschaftlich verbunden sind. Tatsächlich wird bald eine Lösung



In Angst: Gabriela und Christian Abplanalp.

gefunden: Gabrielas Zwillingsschwester Mihaela und ihr Freund Horacio Tunez, ein gebürtiger Spanier, wollen den «Bären» übernehmen. Abplanalp vermittelt, ohne einen Franken dafür zu kassieren. Das Geschäft kommt zustande.

Am 4. April 2008 öffnet der neue «Bären». Ganz Oberried ist zum Umtrunk geladen. Es gibt Wienerli und Brot, Rösti mit Spiegelei und für 15 Franken Schnitzel mit Pommes frites. Das Konzept ist auf Billigmenüs für Touristen ausgerichtet, die aus aller Welt ins Ber-

«Ich muss wissen, wer dahintersteckt. Ich kann einfach nicht anders.»

ner Oberland strömen und auf der Fahrt von Brienz nach Interlaken im «Bären» die Seesicht geniessen.

Abplanalps Frau Gabriela arbeitet mit ihrer Zwillingsschwester Mihaela im Restaurant. Um die Kosten tief zu halten, engagiert Beizer Tunez zwei junge Slowakinnen als Serviertöchter. Dominika und Michaela sind hübsch und lebenslustig, sie werden bald zur Attraktion im Dorf. Mancher Oberrieder verliebt sich in die «Meitschis», wie sie genannt werden, und kommt praktisch täglich in den «Bären», auch wenn die Ehefrau daheim das Abend-

essen kocht oder im Wochenbett liegt. Einmal, als Tunez zu Tapas und Paella geladen hat, stürmt eine Oberriederin in die Beiz, packt ihren Mann am Ärmel, zerzt ihn raus und knallt vor versammelter Runde die Türe zu.

Mitunter geht es hoch zu und her an den Tischen – nicht selten sind dorfbekannte Persönlichkeiten beteiligt. Eines Abends taucht ein Mann auf, der im Lokal seine Ehefrau und ih-



«Ernstzunehmende Warnung»: erster Drohbrief.

ren Geliebten vermutet. Er befiehlt sie nach Hause und verbietet ihr vor allen Gästen, den «Bären» wieder zu betreten. Sie weigert sich – er zieht wütend ab. Es gäbe einige solcher Episoden zu erzählen, aber letztlich war der «Bären» eine Dorfbeiz, wie es Tausende andere gibt in der Schweiz. Von einem «heimlichen Bordell», wie es mancherorts hiess, oder einem Cabaret, wie es Beizer Tunez in einem anderen Dorf betrieben hat, konnte nicht die Rede sein. Dominika und Michaela, die beiden jungen Slowakinnen, arbeiteten ausschliesslich als Kellnerinnen, wie alle involvierten Personen später gegenüber der Polizei bestätigten.

Nach einem Jahr verhängt Tunez ein Hausverbot. Ein Oberrieder hatte sich erlaubt, seine Freundin Mihaela per SMS anzumachen. Einige Gäste beschwerten sich über den Rauswurf ihres Kumpels, andere tauchen nicht mehr auf oder verschmähen das Bier, wenn der Wirt eine Runde offeriert. Die Feindseligkeiten nehmen zu, auf der Strasse werden die Angestellten kaum mehr gegrüsst, eines Nachts ist plötzlich Mihaelas Auto zerkratzt. In den nächsten Monaten wiederholen sich die Sachbeschädigungen an den Wagen des Personals. Eines Morgens steht auf der Terrasse gross «Ausländer raus» geschrieben. Tunez und seine Freundin Mihaela erstatten bei der Polizei Anzeige gegen Unbekannt. >>>

Dann, am 11. Oktober 2010, kommt der erste Drohbrief (siehe Bild), adressiert an Christian Abplanalp, im Lediwäg, 3854 Oberried am Brienersee. Kopien davon gehen an Tunez und den ehemaligen «Bären»-Besitzer Thomann. «GENUG IST GENUG», steht im Betreff, und weiter: «Wir sind ein ehrenwertes Dorf und unsere Bevölkerung schätzt es gar nicht, was da vor sich geht.» Es folgen Beschimpfungen, Drohungen und Unterstellungen, geschrieben von einer offensichtlich gekränkten Seele mit Schwierigkeiten in der Rechtschreibung («Hurren!»). «Der Inhalt war absurd», sagt Abplanalp. Die «thailändische Hurre», von der die Rede ist, arbeite als Verkäuferin im Nachbardorf und sei eine eingebürgerte Schweizerin aus China. «Was für ein kranker Siech ist denn das?», habe er sich gedacht. Er ging zur Polizei und erstattete Anzeige wegen Drohung und Nötigung. Im Protokoll der Polizeiwache Interlaken heisst es, «angesichts dieser Tatsachen» müssten die Verfasser der Briefe «anscheinend um die guten Sitten in Oberried fürchten».

Abplanalp macht die Sache öffentlich und versucht, den Feind aus der Anonymität zu locken. Er kopiert den Drohbrief hundertfach, verteilt ihn an die Oberrieder, zusammen mit einem eigenen Schreiben, in dem er um Mithilfe bittet. «Die Grenze zwischen Bubenstreich und strafbaren Handlungen ist längst überschritten», schreibt Abplanalp in seinem Flugblatt. Es dürfe doch nicht sein, dass jemand «bei uns in Oberried ungestraft einer dermassen abartigen und verbrecherischen Freizeitbeschäftigung» nachgehen könne. «Ist dies Fremdenhass, Eifersucht oder gar der Anfang von Schutzgelderpressungen?», fragt der Treuhänder und bittet um Verständnis, «wenn wir in den nächsten Wochen vielleicht nicht immer die von uns gewohnte Freundlichkeit und Fröhlichkeit ausstrahlen.»

Das Flugblatt schlägt ein in Oberried, überall wird über den «Bären», die Drohungen und Abplanalps Reaktion gerätselt. Bald bilden sich drei Lager im Dorf: Die einen halten sich raus, vermeiden mit Abplanalp jeglichen Kontakt. Andere stehen hinter seiner Familie und versichern ihm ihr Verständnis für seine Reaktion. Und wieder andere täuschen ihr Mitgefühl vor, lästern hinter seinem Rücken über den «Bären» sowie über ihn und seine rumänische Ehefrau. «Das sind die Schlimmsten», sagt Abplanalp, denn Gabriela habe sich alle Mühe gegeben, sich zu integrieren. «Sie spricht fast fehlerfrei Deutsch, hat sich zurückhaltend gekleidet, führte täglich unser Kind spazieren und besuchte das Muki-Turnen.» Abplanalp ballt die Faust; wenn es um seine Familie geht, versteht er keinen Spass. «Meine Frau kann besser stricken, bügeln und kochen als manch konservative Rotbäcklerin im Dorf.»



Molotowcocktail durchs Fenster: Das Restaurant «Bären» in Oberried am Brienersee.

Er rätselt. Einige Oberrieder hätten ihn wohl schon länger beneidet, weil er besser verdiene als die meisten im Dorf und sich dreimal jährlich Ferien im Ausland leisten könne, sagt Abplanalp. Auch im November 2010 weilt die Familie für drei Wochen in den USA. Bei der Heimkehr liegt der zweite Drohbrief im Briefkasten. «Noch immer da?», fragt der Absender im Betreff. «Zurück aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Warum sind Sie nicht geblieben?»

Diesmal ist der Ton des Briefes noch härter, angriffliger und persönlicher. Kaum ein Satz kommt ohne die Wörter «Nutten», «Schlampen», «Luder» oder «Hurren» aus.

«Wie war's beim Anzeige erstatten? Dein Freund und Helfer kann nichts tun oder?»

Der Verfasser weiss nicht nur von Abplanalps USA-Ferien, er kennt auch Gabrielas frühere Arbeitsstelle. Und er hat das Flugblatt gelesen: «Wie war's beim Anzeige erstatten? Ernüchternd nicht? Tja Dein Freund und Helfer kann nichts tun oder?» Wenn Abplanalp und Tunez in 15 Tagen nicht weg seien, «werden Sie sehen, was noch auf Sie zukommen wird!» In grossen und fetten Lettern endet der Brief mit: «VERPISSEN SIE SICH UND DAS GESAMTE PACK AUS UNSEREM DORF!!!» Unterzeichnet: «Die Bewohner und Nachbarn».

«Lebst du noch?»

Diesmal berührt Abplanalp den Brief nur mit Handschuhen und bringt ihn der Polizei. «Der Angelegenheit wird die nötige Aufmerksamkeit geschenkt und sobald sich Sachdienliches ergibt,

wird erneut einberichtet», heisst es im Protokoll. Den dritten Drohbrief erhält Abplanalp an Weihnachten, gestempelt am 24. 12. 2010 in Interlaken. Wiederum kontaktiert er die Polizei. Bald sollten sich die Ereignisse überschlagen. Mitte Februar sind Gabriela und die Tochter für eine Woche in den Ferien in Marbella. Am Sonntag, 14. 2. 2011, liegt Abplanalp daheim im Bett, als er um sieben Uhr morgens erwacht und über zwanzig Telefonanrufe sowie zahlreiche SMS auf seinem Handy findet. «Chrigel, der «Bären» brennt!», sagt sein ehemaliger Schwiegervater Thomann auf der Combox. «Lebst du noch?», fragt Gabriela aus Marbella. Sie hat die Nachricht von ihrer Schwester Michaela erfahren und ist völlig aus dem Häuschen, weint und zittert vor Angst. Sie fleht: «Bitte melde dich!»

Abplanalp ruft zurück und geht danach sofort zum Brandplatz, der «Bären» ist nur noch eine Ruine. Gemäss Polizeibericht war jemand um 0.10 Uhr die Aussentreppe zu den Hotelzimmern hinaufgestürzt und hatte einen Molotowcocktail durch das Fenster geworfen. Das Holzdach stand sofort in Flammen. Zeugen gab es keine, das Lokal hatte Betriebsferien. Die einzige Person, die darin wohnte, kam erst gegen zwei Uhr nach Hause. Jemand hatte ihr im siebzig Kilometer entfernten Burgstein die Luft aus den Autopneus gelassen. «Das war eine von langer Hand vorbereitete Aktion», sagt Abplanalp. Es könne doch kein Zufall sein, dass das Auto der Mieterin genau an diesem Abend manipuliert worden sei. Die Polizei befragt Abplanalp, Tunez, Thomann und andere Leute im Dorf. Vier Tage nach dem Brand kommt der vierte Drohbrief. «Die erste Drohung wurde wahr ...!», heisst es darin. «Wer nicht hören will muss fühlen!!!» Es ist

ein offensichtliches Geständnis, Abplanalp übergibt es der Polizei. Seine Frau Gabriela hält den Terror nicht mehr aus, sie bricht zusammen, muss zum Arzt und flüchtet mit ihrem Kind für drei Monate zur Grossmutter nach Bukarest. Abplanalp hat genug von seinem Heimatdorf und zieht weg.

Besuch bei der Wahrsagerin

Der Familienvater ermittelt jetzt auf eigene Faust, geht abends ins «Rössli» und ins «Wydi», versucht, «das Mosaik Stein für Stein zusammensetzen» – den Pfefferspray immer im Sack, «fast schon paranoid», wie er sagt. Bald wenden sich die Oberrieder von ihm, dem Getriebenen, ab. «Wenn du weiter so rummotorst, hast du noch eine Kugel im Grind!», sagt einer. Er habe sich damals sicher keine Freunde gemacht, sagt Abplanalp.

Verzweifelt sucht er eine Wahrsagerin auf – «obwohl ich an solchen Hokuspokus eigentlich gar nicht glaube». Zu seinem Erstaunen identifiziert das Medium – ohne jegliche Hinweise von Abplanalp – zwei Personen als mutmassliche Täter, von denen er eine selber stark verdächtigt. Er hatte die beiden schon nach dem ersten Drohbrief konfrontiert. Der eine habe «gut» reagiert, sagt Abplanalp. «Aggressiv, wie ich es auch täte, wenn ich verdächtigt würde.» Die Reaktion des anderen sei dagegen «eigenartig» gewesen, er habe lange gezögert und nichts gesagt. Bis auf «Ja, solche Drohungen, das geht also schon nicht».

Sein Verdacht beschäftigt ihn weiter, aber Beweise hat Abplanalp nicht. Der Feierabendermittler bleibt erfolglos. «Ich will die Leute auch nicht falsch verdächtigen», sagt er. Es müssten jedoch mehrere Täter sein, die sich gegen ihn und seine Familie verschworen hätten. Am 16. Februar dieses Jahres wagt er den nächsten Schritt und verschickt ein Flugblatt in Oberried, in dem er eine Belohnung von 10 000 Franken aussetzt. «Der oder die offenbar verwirrten und bemitleidenswerten Verfasser der Briefe sind nach wie vor nicht identifiziert», schreibt Abplanalp. Mögliche Hinweise, die zur Ergreifung des Täters füh-

ren, bittet er, ihm persönlich zukommen zu lassen, «mit Kopie an die Polizei».

Passiert ist nichts. Die Oberrieder wollen die unschöne Angelegenheit lieber vergessen, als sich im eigenen Dorf als Detektive zu versuchen. Jetzt im Sommer, wenn die Sonne über das Faulhorn hinunter nach Oberried strahlt, sitzen sie vor ihren prächtigen Bauernhäusern auf der Liege unter dem Rivella-Sonnenschirm, daneben ein Kaninchenstall oder ein Gartenbeet, und geniessen mit einem Rugenbräu in der Hand die Gemütlichkeit. «Eine traurige Geschichte ist das», sagt einer. «Bekäme ich solche Drohbriefe, wäre meine Beretta geladen und der Hund vor dem Haus», meint ein anderer. Die Drohungen gegen Abplanalp können sie sich ebenso wenig erklären wie das Phänomen der anonymen Briefe, die in Oberried zirkulieren. «Wir sind ein aufgestelltes

«Bekäme ich solche Drohbriefe, wäre meine Beretta geladen und der Hund vor dem Haus.»

Völklein hier, wir helfen einander und können über alles reden», sagt die Serviertochter im «Rössli».

Vor einem Bauernchalet steht ein bärtiger Mann in Unterhemd, er raucht Pfeife, bückt sich über den Zaun und schaut den Autos nach. «Das waren halt schwierige Leute, die Abplanalps», sagt er. Es gäbe viele Geschichten über den «Bären» zu erzählen, aber man wisse ja auch nicht, was eine «Lugi» sei und was «wirklich stimmte».

Es kursierten Gerüchte, wonach Abplanalp sich die Briefe selber geschickt habe und der Brand ein Versicherungsbetrug gewesen sei – eine These, die beliebt ist im Dorf, die Polizei hat jedoch keinerlei Hinweise darauf gefunden. «Hauptsache», sagen der Mann mit dem Bart und viele andere im Dorf, es kehre «wieder Ruhe ein». Fragt man sie, was sie denn täten, wenn sie selber einen Drohbrief erhielten – antworten sie: «Was kann man schon gegen diese Spinner machen, hä?»

Vergessen will auch der Gemeinderat. Präsident Andreas Oberli sagt, das Gremium habe die Sache besprochen und die Strategie heisse: schweigen. «Natürlich verurteilen wir diese Drohbriefe und die Brandstiftung», sagt Oberli. Auch den anderen anonymen Briefeschreibern müsse «endlich der Riegel geschoben werden». Mehr gebe es aber nicht zu sagen.

Verfahren wird sistiert

Die Staatsanwaltschaft des Kantons Bern hat ihre Ermittlungen über die Drohbriefe und die Brandstiftung «weitgehend abgeschlossen». Die Täter konnten nicht ermittelt werden. «Nach Eingang der letzten Polizeiberichte wird eine Sistierung des Verfahrens geprüft werden müssen», sagt Sprecher Christof Scheurer. Auf die Belohnung von 20 000 Franken nehme die Staatsanwaltschaft «keinen Einfluss». Es sei Privaten «gänzlich unbenommen, zu solchen Mitteln zu greifen», sagt Scheurer. Bei neuen Erkenntnissen, die sich daraus ergeben, könne das Verfahren wieder aufgenommen werden.

Christian Abplanalp lebt heute mit seiner Familie in einem Dorf im Berner Oberland. Seine neue Adresse gibt er nur engen Freunden preis, die Post lässt er sich in sein Büro schicken. Da er sein Haus in Oberried nicht sofort vermieten konnte, habe er «erheblichen finanziellen Schaden» erlitten. Sonst gehe es ihm und seiner Frau gut, sie genössen ihr neues Leben. Beizer Tunez ist seit dem Brand in psychiatrischer Behandlung und schluckt Medikamente gegen Angst und Schlaflosigkeit. Der ehemalige Besitzer Thomann ist ebenfalls gesundheitlich angeschlagen. Dominika und Michaela, die beiden jungen Slowakinnen, sind nie mehr im Oberland gesehen worden.

Kürzlich hat eine alleinstehende Frau in Oberried erneut eine Drohung erhalten. Diesmal per SMS: «Hure, verschwinde!» Das Wort Hure war mit einem «r» geschrieben, die Botschaft digital verschickt worden. Offenbar hat ein Oberrieder beschlossen, die Dorftradition mit modernen Kommunikationsmitteln fortzuführen. o



WWW.ARVI.CH

ÜBER 500'000 FLASCHEN
DER ERLESENSTEN WEINE
AUF LAGER – JAHRGÄNGE
VON 1811 BIS EN PRIMEUR.



TIGNANELLO
2009

CHF 61.55

Ab 36 Flaschen
CHF 59.40

<p>ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE</p> <p>Il Carbonaione 2009 CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p> <p>Saffredi 2008 CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35</p> <p>Le Volte 2010 CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45</p> <p>Ornellaia le Serre Nuove 2009 CHF 47.50 Ab 36 Flaschen CHF 45.35</p>	<p>Guidalberto 2009 CHF 29.15 Ab 36 Flaschen CHF 28.10</p> <p>Ornellaia 2009 CHF 156.60 Ab 36 Flaschen CHF 145.80</p> <p>Alion 2007 CHF 49.70 Ab 36 Flaschen CHF 48.60</p> <p>Aalto 2009 CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p> <p>Unico 2000 CHF 264.60 Ab 36 Flaschen CHF 253.80</p>	
---	---	--

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

ARVI SA · Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano

T +41 (0)91 649 32 88
F +41 (0)91 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

Unerwünschte Nebenwirkungen

Aus der Zürcher Motorfahrzeugsteuer soll eine Ökosteuer werden. Mit dem neuen kantonalen Verkehrsabgabengesetz werden Neuwagen mit wenig Emissionen bevorzugt. Entgegen der Absicht könnte das zu mehr CO₂-Ausstoss und einem höheren Energieverbrauch führen. *Von Alex Reichmuth*



Staatliche Anreize: Wer sich alle paar Jahre ein neues Auto kauft, fährt am besten.

Ökologisches Verhalten soll belohnt werden. So wirbt die Zürcher Regierung für ein Ja am 17. Juni zum neuen Verkehrsabgabengesetz. Die Vorlage will, dass die Höhe der Motorfahrzeugsteuer nicht nur vom Hubraum, sondern auch vom Fahrzeuggewicht abhängt. Denn das Gewicht bestimmt die Strassenbelastung und den Treibstoffverbrauch massgebend mit, schreibt die Regierung.

Vor allem sieht das Gesetz deutliche Nachlässe für Neuwagen vor. Im Jahr der Inverkehrsetzung sowie in den drei Jahren danach profitieren Besitzer von Fahrzeugen der beiden besten Emissionskategorien von einem kräftigen Rabatt. Bei Autos der besten Emissionskategorie A beträgt dieser satte achtzig Prozent, bei solchen der zweitbesten Kategorie B immerhin fünfzig Prozent. Die Rabatte gibt es nur, wenn der CO₂-Ausstoss pro Kilometer unter 130 Gramm liegt. Schwere, aber emissionsarme Fahrzeuge fallen darum kaum darunter. Bei Mittelklassewagen und Familien-Vans gibt es nur wenige rabattberechtigte Modelle.

Gegen das Verkehrsabgabengesetz kämpfen die Parteien SVP und EDU sowie das Gewerbe. Sie sagen, das Gesetz benachteilige Gewerbetreibende und Familien, die auf grössere Fahrzeuge angewiesen seien. Gewerbetreibende und Privatpersonen mit wenig Geld könnten es sich nicht leisten, sich immer die moderns-

ten Fahrzeuge anzuschaffen, um von den Rabatten zu profitieren. Vor allem ärmere Familien könnten oft nur Occasionen kaufen, auf deren Steuer keine Abschläge gewährt werden. Die Befürworter halten dem entgegen, die Motorfahrzeugsteuer sinke in vielen Fällen auch ohne Inanspruchnahme der Rabatte.

Am besten fährt man mit dem Verkehrsabgabengesetz aber in der Tat, wenn man alle paar Jahre ein neues Auto der Emissionskategorie A kauft. Für vier Jahre bezahlt man dann nur zwanzig Prozent der üblichen Motorfahrzeugsteuer – ein kräftiger Anreiz. Bei der zuständigen Sicherheitsdirektion des Kantons Zürich heisst es auf Anfrage: «Mit dem Rabattsystem ist die Hoffnung verbunden, dass sich der zürcherische Fahrzeugpark verjüngt.» Dies sei gleichbedeutend mit einer Abnahme der Emissionen.

25 Prozent Energie für die Herstellung

Das ist allerdings ein Fehlschluss. Verjüngt sich der Fahrzeugpark tatsächlich, sind auf den Strassen des Kantons Zürich zwar mehr emissionsarme Fahrzeuge unterwegs. Ein massgeblicher Anteil der Belastung mit Klimagasen entsteht aber nicht beim Gebrauch eines Autos, sondern bei dessen Herstellung. Werden mehr Neuwagen in Verkehr gesetzt, so bedeutet das mehr Material- und Energieverbrauch. Die

Herstellungenergie (graue Energie) macht zum Beispiel bei einem VW Golf zwölf bis fünfzehn Prozent der gesamten Energie aus, die während des Produktzyklus für ein solches Auto aufgewendet wird (inklusive Treibstoff). Bei einem Toyota beträgt der Anteil grauer Energie laut Auskunft von Toyota Schweiz maximal 25 Prozent.

Da Autos ausschliesslich im Ausland produziert werden, stammt die meiste graue Energie aus fossilen Quellen. Man kann mit einem Fahrzeug darum mehrere zehntausend Kilometer zurücklegen, bevor die Emissionen, die beim Fahren entstehen, diejenigen der Herstellung übersteigen. Kauft man vorzeitig ein emissionsarmes Auto, kann der CO₂-Ausstoss bei der Herstellung die Einsparung beim Fahren rasch übersteigen. Handelt es sich beim Neuwagen um ein Elektrofahrzeug, muss zur Herstellung der Batterie zusätzlich so viel Energie investiert werden, dass man mit einem sparsamen Mittelklassewagen damit etwa 200 000 Kilometer weit fahren könnte.

Bei der Zürcher Sicherheitsdirektion stellt man in Abrede, dass mit dem neuen Gesetz der Verbrauch an grauer Energie steige. Denn ältere Fahrzeuge würden wegen des Rabattsystems nicht früher verschrottet, «sondern erfüllen nach wie vor Transportbedürfnisse im In- oder Ausland». Das Argument ist unsinnig. Denn die Emissionen im Verkehr nehmen nur ab, wenn alte Fahrzeuge stillgelegt werden. Fahren diese aber weiter, selbst wenn es im Ausland ist, ist nichts erreicht. Für den CO₂-Gehalt der Atmosphäre ist es bekanntlich egal, wo auf der Erde die Emissionen entstehen.

Mario Fehr (SP), als Regierungsrat verantwortlich für das Gesetz, widerspricht dem Schluss, mit dem Rabatt könne am Ende mehr CO₂ entstehen. «Wer, wenn nicht wir, sollte damit anfangen, verbrauchsarme Fahrzeuge zu benutzen?» Es gebe sowieso immer mehr Autos, in der Schweiz wie global, sagt Fehr. «Die Vorlage hat zum Ziel, dass der CO₂-Ausstoss nicht im selben Ausmass mitwächst.»

Entscheidend für den Energieaufwand ist aber nicht nur, wie effizient der Fahrzeugpark ist, sondern auch, wie rasch er erneuert wird. Wirken die Rabatte im neuen Gesetz, müssen rascher Neuwagen produziert werden, was möglicherweise den Energieaufwand insgesamt erhöht statt senkt. Das ist gut für das Autogewerbe. Der Umwelt leistet das Gesetz aber möglicherweise einen Bärendienst. ○

Aufstieg und Fall aus dem Lehrbuch

StudiVZ war die deutschsprachige Antwort auf Facebook. Das Mitgliederwachstum war rasant – aber nicht rasant genug. Einer der Mitgründer, der Zürcher Dario Suter, hat es kommen sehen.

Von Christoph Landolt

StudiVZ, das einst grösste soziale Netzwerk im deutschsprachigen Raum, sollte im März 2013 ein Ende haben. Nun soll der Untergang schneller kommen, als es die Website Wannstirbtstudivz.net vorausgerechnet hatte. Diesen Montag verkündete der deutsche Holtzbrinck-Verlag, nach Lösungen für die Zukunft von StudiVZ zu suchen. Kaum einer zweifelt daran, dass dem Netzwerk der Stecker gezogen wird.

«Es ist wirklich traurig», sagt Dario Suter. Der 33-jährige Zürcher gehörte zum Gründungsteam von StudiVZ. Er hatte einen BWL-Abschluss in der Tasche und einen Job beim Axel-Springer-Verlag in Hamburg, als ihn sein HSG-Studienfreund Ehssan Dariani von seiner Idee begeisterte: «Eine Revolution! Wir wollen das deutsche Facebook werden.»

Das war 2005. Mit zwei weiteren Kollegen programmierten, konzipierten, texteten und warben die beiden HSG-Absolventen in einer kleinen Berliner Wohnung die Nächte durch. Der Erfolg war durchschlagend. An den Universitäten wurde StudiVZ rasend schnell bekannt. In den Cafés um den Hackeschen Markt sah Dario Suter Studenten, die auf ihren Laptops neue Online-Freundschaften schlossen. «Das war schon ein super Gefühl.»

Zwei Jahre später hatte StudiVZ 10 Millionen Mitglieder und war klarer Marktleader. Wer in Deutschland, der Schweiz oder Österreich studierte und sich als soziales Wesen begriff, hatte ein StudiVZ-Profil – so einfach war das. Yahoo und Springer wurden auf das explodierende Netz aufmerksam, schliesslich machte der Holtzbrinck-Verlag das Rennen, rund 85 Millionen Euro sollen geflossen sein. Mit 28 war Suter Millionär. Sein Geld hat er in eine Filmproduktionsfirma investiert, die mittlerweile 12 Mitarbeiter beschäftigt.

Gesetz der Netzwerk-Ökonomie

«Damals hatte StudiVZ gute Chancen, um zu gewinnen», meint Suter heute. Das Studenten-netz war auf Italienisch, Polnisch, Spanisch oder Französisch verfügbar, hatte einen Ableger für Schüler (SchülerVZ) und alle anderen (MeinVZ). Das Ziel: StudiVZ wollte das führende soziale Netzwerk von Europa sein. Vorbild und Hauptkonkurrent Facebook hatte damals gerade einmal 12 Millionen Mitglieder, die vor allem im angelsächsischen Raum lebten.

Doch Dario Suter war klar, dass sich nur ein Produkt durchsetzen würde. Soziale Netzwerke unterschieden sich von anderen Märkten,

erklärt er. Die Produktionskosten tendierten gegen null, und je grösser ein Netzwerk sei, desto grösser sei sein Nutzen für die einzelnen Mitglieder. Die Theorie dazu, die sogenannte Netzwerkökonomie, hatte Suter an der HSG gelernt. «Wir wussten: Wer eine kritische Masse von Mitgliedern hat, erobert den ganzen Markt. *The winner takes it all.*» Um zu gewinnen, brauchte es also Wachstum, Wachstum, Wachstum.

Facebook-Gründer Mark Zuckerberg liess seine Plattform auch ins Deutsche übersetzen und öffnete sie für App-Entwickler. Während Holtzbrinck StudiVZ nur vorsichtig weiterentwickelte, nahmen die Amerikaner volles Risiko und programmierten, dass die Tastaturen rauchten.

Nachdem eine Lauterkeitsklage gescheitert war, unterbreitete Facebook 2008 ein Übernahmeangebot. Die Amerikaner wollten mit eigenen Aktien bezahlen, bis zu 10 Prozent, wie es heisst. Bei aktuellem Börsenkurs wäre dieses Paket rund 5 Milliarden Euro wert.

«Das Angebot schien mehr als fair», meint Dario Suter und: «Es war wirklich absehbar, dass es nur einen Sieger geben konnte.» Trotzdem schlugen die Holtzbrinck-Manager das Angebot aus. Suter und Dariani hatten das Unternehmen zu diesem Zeitpunkt bereits verlassen, das Vertrauen in die neuen Besitzer war

weg. Sie wähten sich in falscher Sicherheit, geschützt durch die Sprachgrenze. Deutschland, Österreich und die Schweiz waren StudiVZ-Land und würden es bleiben, so das Kalkül. Doch wenn die Leute international vernetzt sind, bedeuten Sprachbarrieren nicht mehr viel. Schweizer Studenten, die auch mit ihren Bekannten aus Grossbritannien in Kontakt bleiben wollten, mussten ein zweites Profil eröffnen, bei Facebook.

Eskam, wie es gemäss Theorie der Netzwerkökonomie kommen musste: Das stärkere Produkt entwickelte sich zum Industriestandard. Facebook, das Original, war ein paar Monate früher als die deutsche Kopie, es wuchs ein bisschen schneller und tendenziell global.

Der Niedergang von StudiVZ wird seither auf Wannstirbtstudivz.net protokolliert. Waren es im Sommer 2010 noch über 450 Millionen Visits, das heisst Besuche der Website pro Monat, sind es heute gerade mal noch gut 50 Millionen. Das Einzige, was Holtzbrinck noch aus dem Trümmerhaufen retten will, ist SchülerVZ. Es soll als «edukatives Angebot» unter dem Namen Idpool weiterlaufen und Online-Lerngruppen beherbergen. «Ich kann mir nicht vorstellen, was die damit wollen», meint Dario Suter. Facebook plant derweil, das bisherige Mindestalter von 13 Jahren abzuschaffen. SchülerVZ dürfte es schwer haben. o



«Ein super Gefühl»: StudiVZ-Gründer Dario Suter.

«Reinigendes Gewitter»

Der deutsche Wirtschaftsprofessor Bernd Lucke schlägt zur Bekämpfung der Finanzkrise ein Zweiwährungssystem in Europa vor.

Von Pierre Heumann

Herr Lucke, wie fühlen Sie sich als deutscher Staatsbürger, der für die Schulden in der EU aufkommen muss?

Es sind nicht die Schulden der EU, sondern die Schulden einzelner Länder, die fiskalisch disziplinos waren. Diese Staaten haben ständig mehr ausgegeben, als sie einnahmen. Dies geschah entgegen den vertraglichen Verpflichtungen zu einer stabilitätsorientierten Fiskalpolitik, die sie im Maastricht-Vertrag eingegangen waren. Ich halte es für grundfalsch, dass man vertragswidriges und fiskalisch unverantwortliches Verhalten durch weitere Mittelvergabe noch belohnt. Man muss ja sehen, dass es in Osteuropa andere, viel ärmere EU-Staaten gibt, die auch gerne mal günstige Kredite bekommen würden, um Investitions- oder Infrastrukturvorhaben realisieren zu können. Aber diese Staaten kriegen keine Hilfe, und zwar deshalb, weil sie vergleichsweise solide gewirtschaftet haben. Das ist doch aberwitzig.

Lässt sich der Süden Europas denn überhaupt wettbewerbsfähig machen, wenn er im Euro-Land bleibt?

So langsam gebe ich die Hoffnung auf. Aber Ihre Frage suggeriert, dass die südeuropäischen Staaten mit einer eigenen Währung wettbewerbsfähig werden könnten. Da habe ich leider auch meine Zweifel. Wirklich wettbewerbsfähig wären diese Staaten erst, wenn sie eines Tages einen stabilen Wechselkurs zum Euro aufrechterhalten könnten. Aber unsere Erfahrung mit diesen Staaten ist eine andere: Sie werten ab, um sich einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen. Der Vorteil schmilzt aber in kurzer Zeit dahin wie Schnee an der Sonne. Dann werten die Staaten erneut ab, und so geht es immer weiter. Durch die Abwertungen werden die Unternehmen vor der Konkurrenz des Weltmarktes geschützt und müssen nicht wettbewerbsfähig werden.

Sie meinen also, der Euro diszipliniert die Staaten, weil sie sich dem Wettbewerb stellen müssen? Aber andererseits scheint gerade diese Disziplin die Staaten zu überfordern. Was schlagen Sie vor?

Richtig, ich halte den Wettbewerbsdruck für heilsam. Es ist nicht gut, wenn ein Land sich diesem Druck entziehen kann. Das fördert Verkrustung und Stagnation. Aber da es unter dem Euro offenbar auch



«Selbst wenn der Euro scheitern sollte, scheitert deshalb nicht Europa.»

nicht weitergeht, habe ich zusammen mit meinem Bonner Kollegen Manfred Neumann ein Zweiwährungssystem vorgeschlagen. Griechenland etwa könnte eine Neue Drachme als Parallelwährung einführen und anordnen, dass jede Zahlung zur Hälfte in Euro und zur Hälfte in Drachmen ausgeführt werden muss. Man zahlt dann praktisch mit einem Währungskorb, der gegenüber dem Euro abwerten kann. Andererseits ist Griechenland nicht völlig aus der Disziplin des Euro entlassen. Indem man den in Euro zu leistenden Zahlungsanteil verändert, kann man das Land auch sukzessive entweder zurück zu einem Vollmitglied der Euro-Zone oder hin zu einem Staat mit einer rein nationalen Währung entwickeln. Das löst viele Probleme eines abrupten Ausstiegs aus dem Euro-Raum und hilft auch den Politikern, ihr Gesicht zu wahren.

Wie müssten die Bedingungen sein, damit der Euro überleben könnte?

Man muss hier zunächst die Staatsschuldenkrise von der Leistungsbilanzkrise unterscheiden. Der Euro ist unmittelbar dafür verantwortlich, dass die Südländer so hohe Leistungsbilanzdefizite haben. Wenn sie es nicht schaffen, preislich wettbewerbsfähig zu werden, dann sollte man ihnen die Möglichkeit einräumen, ein Parallelwährungssystem einzuführen oder ganz aus dem Euro-Raum auszutreten. So würde der Euro in einem vielleicht kleineren Währungsgebiet fortbestehen.

Und in Bezug auf die Staatsschuldenkrise?

Die hat mit dem Euro eigentlich wenig zu tun. Es sei denn, man glaubt, dass die Existenz des Euro eine Verpflichtung mit sich bringt, für die Schulden fremder Staaten einzustehen. Aber im Maastricht-Vertrag

war genau das Gegenteil vorgesehen. Nur war die einschlägige Formulierung leider wachsw weich. Wenn man sie zu einem strikten Bailout-Verbot härten würde, könnte der Euro die Staatsschuldenkrise unbeschadet überstehen. Aber dann müsste man klar sagen: Der Euro ist unser gemeinsames Zahlungsmittel, und mehr nicht. Insbesondere ist er kein Vehikel zur Notfinanzierung überschuldeter Staaten.

Aber dann kommt es zu Staatsinsolvenzen . . .

Ja. Staatsinsolvenzen hat es sehr häufig gegeben. Sie wirken wie ein reinigendes Gewitter. Wir müssen den Realitäten ins Auge sehen: Wer hoffnungslos überschuldet ist, muss sich durch eine Insolvenz entschulden können und so die Chance zu einem Neuanfang erhalten. Natürlich erleiden dann die Banken grosse Verluste. Das kann Zwangsrekapitalisierungen und Teilverstaatlichungen erfordern, um die Stabilität des Finanzsystems zu sichern. Aber Aufwand und Risiko für die öffentliche Hand sind dabei viel geringer, als es bei der gegenwärtigen Politik zu erwarten ist.

Als der Euro eingeführt wurde, hiess es: Er wird die EU weiter zusammenschweissen. Jetzt müsste die Frage eigentlich lauten: Spaltet der Euro die EU?

Machen Sie doch den Euro nicht zum leibhaftigen Gottseibeius. Ich glaube nicht, dass die EU sich spaltet. Dafür ist die Integration viel zu weit fortgeschritten, und die Vorteile der EU sind für alle Mitgliedstaaten zu gross und offensichtlich. Ich fürchte eher eine schleichende Auszehrung des europäischen Gedankens. Wenn die Menschen in den Kernländern das Gefühl haben, die Südstaaten alimentieren zu müssen, wird die Europa-Skepsis zunehmen und nationale Interessen werden stärker betont werden. Das lähmt dann weitere Integrations Schritte.

Wall-Street-Legende George Soros hat die Krise in der Euro-Zone mit dem Kollaps der Sowjetunion verglichen. Der Euro untergrabe den politischen Zusammenhalt. Ist da was dran?

Der Vergleich mit dem Kollaps der Sowjetunion ist völlig abwegig. In der EU haben sich freie Staaten aus eigenem Entschluss zusammengetan – zum gemeinsamen Vorteil und unter Wahrung ihrer Souveränität. Das hat doch keine Ähnlichkeit mit der Sowjetunion. Selbst wenn der Euro scheitern sollte – was ich nicht erwarte –, scheitert deshalb nicht Europa. Auch andere europäische Grossprojekte sind gescheitert, ohne die europäische Einigung zu behindern. Denken Sie z. B. an die Europäische Verteidigungsgemeinschaft in den fünfziger Jahren oder an den Versuch, eine europäische Verfassung zu schaffen.

Derzeit sieht es eher so aus, als ob die Politik den Euro mit Durchwursteln über die Runden bringen wollte. Wie lange kann das gutgehen? Wo liegen die Risiken?

«Durchwursteln» finde ich fast noch zu optimistisch ausgedrückt. Das Problem ist, dass die Politik ohne Konzept agiert und die Sache nicht zu Ende denkt. Der Europäische Stabilisierungsmechanismus (ESM) zum Beispiel, der jetzt zur Beruhigung der Märkte verabschiedet werden soll, ist logisch inkonsistent. Denn einerseits erhöht man die Schulden durch zusätzliche Kredite, andererseits schrumpft man die Wirtschaften durch Anpassungsaufgaben. Der fiskalische Stress für die Staaten wird also grösser. Und das soll die Märkte beruhigen? Wenn die Auflagen streng sind, steht immer im Rau-



«Neuanfang ermöglichen»: Ökonom Lucke.

me, dass sie verfehlt werden, dass deshalb die nächste Tranche nicht gezahlt wird und ein Staatsbankrott folgt.

Die Märkte könnten also nur beruhigt werden, wenn der Rettungsschirm unbegrenzt hoch wäre und die Kredite unkonditioniert vergeben würden?

Genau. Das wäre das permanente Dolce Vita für die Empfängerländer. Aber solange man den Staaten nur so viel gibt, wie sie unbedingt brauchen, und das nur dann, wenn sie sich auch selber anstrengen, ist es unvermeidbar, dass die Märkte immer wieder mal wegen einer möglichen Insolvenz in Aufregung geraten. Der ESM kann also qua Konstruktion nicht so funktionieren, wie uns weisgemacht wird.

Seit den Wahlen in Frankreich ist die Euro-Zone gespalten: Paris möchte das Wachstum ankurbeln, Berlin setzt lieber

auf eine Sparpolitik. Wie beurteilen Sie den Streit?

Frankreich erkennt genau den inneren Widerspruch der bisherigen Politik. Aber die Franzosen bieten keine Alternative. Es macht ja keinen Sinn, den überschuldeten Ländern noch grosszügiger Kredite zu geben als bisher und die Auflagen abzuschwächen. Das wäre ja eine Einladung zum Schuldenmachen, um sich dann später sanft auf Kosten der Gemeinschaft auffangen zu lassen. Die richtige Konsequenz, die Herr Hollande ziehen müsste, wäre eine geordnete Staatsinsolvenz. Die muss dem betroffenen Land weh tun, aber gleichzeitig auch eine Entschuldung und damit einen Neuanfang ermöglichen.

Aber Berlin will mit dem Fiskalpakt dagegenhalten . . .

Mit vertraglichen Verpflichtungen zu wirtschaftlicher Stabilität haben wir leider keine guten Erfahrungen gemacht. Denken Sie an den Stabilitäts- und Wachstumspakt, dessen Verletzungen nie geahndet wurden. Und im Fiskalpakt ist schon von vornherein eine Menge von Hintertürchen und Ausnahmebestimmungen vorgesehen. Zum Beispiel sind Überschreitungen des Staatsdefizits in Ausnahmefällen wie einer schlechten konjunkturellen Lage möglich. Oder die Regeln zum Defizitabbau: Da steht im Fiskalpakt, dass jeder Staat, dessen Staatsschuld über sechzig Prozent liegt, jährlich ein Zwanzigstel davon abbauen muss. Das klingt erst mal gut. Und dann gibt es da noch das Kleingedruckte, das besagt, dass diese Regel nicht gilt für Staaten, gegen die schon ein Defizitverfahren der EU eröffnet wurde. Wissen Sie, für wen die famose Regel dann noch gilt? Für genau drei Staaten: Finnland, Estland und Luxemburg.

Wie hoch schätzen Sie die Summe, die der deutsche Staat bisher für die Euro-Rettungspakete bezahlen musste?

Der direkte Mitteleinsatz des deutschen Staates beläuft sich auf rund 52 Milliarden Euro. Dazu kommt der deutsche Anteil an den Mitteln, die der IWF und die EU an Griechenland gegeben haben. Und hinzu kommt das deutsche Verlustrisiko aus den Operationen der Europäischen Zentralbank, die in grossem Masse griechische Staatsanleihen gekauft hat und über das Target-System Kredite an griechische Geschäftsbanken ausgereicht hat. Ein griechischer Staatsbankrott würde den deutschen Steuerzahler also schwer treffen. Und dafür ist massgeblich die fehlkonzipierte Rettungspolitik verantwortlich. Wenn man die Griechen gleich im Mai 2010 in den Bankrott geschickt hätte, wäre die Sache für die Steuerzahler viel glimpflicher ausgegangen.

Bernd Lucke ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Hamburg. Derzeit ist er Gastforscher an der Indiana University Bloomington.



Bedingung für Wachstum: «Der Zinstag», Gemälde von Albert Anker aus dem Jahr 1871.

Pumpkapitalismus und Voodoo

Die öffentliche und die private Verschuldung waren noch nie so gross wie heute. Ist das auf Dauer tragbar? Wie entstehen solche gewaltigen Verschuldungen überhaupt? Und können sie je wieder abgebaut werden? Eine kurze Kulturgeschichte der Schulden gibt Antworten. *Von Florian Schwab*

Die Welt steckt bis zum Hals in den Schulden. Zu diesem Schluss muss man kommen, wenn man die Wirtschaftsnachrichten der letzten Wochen betrachtet: Die spanischen Banken haben einen Kapitalbedarf von bis zu hundert Milliarden Euro, weil sie ungedeckte Kredite vergeben haben für Häuser, die nun leer stehen. Griechenland krepst trotz jüngstem Schuldenschnitt immer an der Grenze zur Zahlungsunfähigkeit. Apotheken in Athen akzeptieren deshalb nur noch Barzahlung.

Die vermeintlichen Rettungsschirme der Europäischen Union bestehen zum Grossteil aus Schulden: Geld, das versprochen ist, von dem aber unsicher ist, ob es jemals eingezahlt wird. Auch in der Schweiz gibt es Fragezeichen. Die Haushalte sind im internationalen Vergleich relativ hoch verschuldet, und die Vorsorgesysteme entwickeln sich zu einer Zinsfalle bei der zweiten Säule: Wie soll der

BVG-Mindestsatz von 6,9 Prozent in einem Umfeld erwirtschaftet werden, in dem die Zinsen der Nationalbank gegen null streben?

Ungebremstes Schuldenwachstum

Die düstere Lage lässt sich auch in harten Zahlen ausdrücken. Ökonomen unterteilen die gesamtwirtschaftliche Verschuldung in Schulden der öffentlichen Hand und des privaten Sektors. Eine Studie von McKinsey in Zusammenarbeit mit dem privaten Forschungsinstitut Haver Analytics zeigt auf, dass die Gesamtverschuldung in den grössten Ländern bei mehreren hundert Prozent des BIP liegt.

Jede entwickelte Volkswirtschaft ist also mit einem Vielfachen ihrer jährlichen Wirtschaftsleistung verschuldet. Diese Quote der Verschuldung ist über die vergangenen Jahrzehnte konstant angestiegen, meist deutlich schneller als die volkswirtschaftliche Leis-

tungsfähigkeit. Zwischen 2000 und 2008 sind nach den McKinsey-Erhebungen die totalen Schulden in der Schweiz jährlich im Schnitt um 4,5 Prozent gewachsen und damit rund doppelt so schnell wie die Wirtschaft. Das ist im internationalen Vergleich noch moderat. Die Schulden in Frankreich sind jährlich um 7,7 Prozent gestiegen, in Spanien gar um 14,5 Prozent. Eine Umkehr ist nicht sichtbar.

Angesichts dieser Entwicklungen wird die Frage nach der Verträglichkeit dieses «Pumpkapitalismus» immer lauter, wie der ehemalige deutsche Bundespräsident Horst Köhler (immerhin früherer Direktor des Internationalen Währungsfonds) das aktuelle System gebrandmarkt hat. Ist eine solch hohe Verschuldung auf Dauer tragbar? Wie entsteht sie überhaupt? Kann sie jemals wieder abgebaut werden?

Man kann die Geschichte der menschlichen Verschuldung auf zwei Arten erzählen. Die

eine, nennen wir sie die antikapitalistische, hat derzeit Hochkonjunktur in den Feuilletons.

Ihr lautester Vertreter ist der amerikanische Anthropologe David Graeber, der als einer der Vordenker der Occupy-Bewegung gilt. In seinem 2011 erschienenen Buch «Debt. The First 5000 Years» beschreibt er die Geschichte der Menschheit als einen dauernden Klassenkampf zwischen Gläubigern und Schuldnern. Graeber unterteilt die Geschichte in fünf Zeitalter, ausgehend von den frühen Stadt-Zivilisationen. Am Beispiel Mesopotamiens zeigt er, dass am Anfang jedes Schuldsystems die an sich gute Idee des persönlichen Tauschs zwischen zwei Personen steht: «Ich gebe dir heute ein Schwein, du gibst mir morgen ein Kalb.» Wenn allerdings die Zeiträume solcher «Kreditvereinbarungen» zu gross würden und der Kreis der beteiligten Person zu umfassend (und unpersönlich), entwickelten die Schulden eine zerstörerische Kraft. Bereits in Mesopotamien habe die Verschuldung Privater immer wieder zur Notwendigkeit umfassender Schuldenerlasse geführt.

Ist der Zins des Teufels?

Ein weiterer Schritt in die Richtung des unpersönlichen Tauschs, der zeitlich gar nicht mehr beschränkt ist, ist für Graeber die Entwicklung des Metallgeldes in verschiedenen Zivilisationen zwischen 800 vor Christus bis 600 nach Christus, nämlich in China, Indien und im Mittelmeerraum bei den antiken Griechen und Römern. Als Ursache für die Erfindung des Metallgeldes ortet Graeber die Kriegslust der damaligen Machthaber: Das universale Tauschmittel, das Edelmetall, vereinfachte die Bezahlung der Söldner. Wie Aristoteles beobachtet, trat als Begleiterscheinung des Münz-

geldes auch der Zins auf den Plan: «Denn nur zur Erleichterung des Tausches kam es auf, der Zins aber vermehrt es an sich selber.»

Der Zins ist meist eine Voraussetzung für die Verschuldung, denn wer leiht schon Geld, ohne etwas dafür zu bekommen? Nach antikapitalistischer Lesart ist er eine teuflische Einrichtung, zu der schon der griechische Philosoph Platon sagte: «Und da drücken sich dann die Geldmacher herum, wagen es nicht, ihnen in die Augen zu sehen und leihen von den noch Übriggebliebenen [also den Begüterten] jedem Wankenden [in finanzielle Not Geratenem] Geld und saugen ihn aus, indem sie

Der Zins ist nämlich kein Herrschaftsinstrument, sondern ein ganz normaler Preis.

ein Vielfaches an Zinsen nehmen, als sie an Kapital gegeben haben, und machen so die Zahl der Drohen und der Armen gross im Staate.»

Als weiteren Beleg für die angebliche moralische Verwerflichkeit des Zinses ziehen Kritiker wie Graeber die Tatsache heran, dass der Zins in allen monotheistischen Religionen verpönt oder gar verboten ist (eine anregend zu lesende Geschichte des Zinsverbots hat der Mannheimer Forscher Heinrich Chantraine geschrieben). In der Scharia heisst es, sämtliche Handelstransaktionen sollten frei sein von «riba». Der Begriff ist schwer zu fassen und bedeutet irgendetwas zwischen «Überschuss» und «Wucher». Daraus leiten islamische Gelehrte bis heute ein Zinsverbot ab.

Das Bild des bösen Juden

Das für das Judentum massgebliche Alte Testament kennt das Zinsverbot nur für die eigene Sippe: «Wenn du einem aus meinem Volke Geld leihst, einem Armen neben dir, so handle an ihm nicht als ein Wucherer; ihr sollt ihm keinen Zins auflegen.» Und weiter: «Von den Ausländern aber magst du Zins nehmen.»

Diese Unterscheidung ist historisch bedeutsam, weil sie erklärt, wieso es im Mittelalter allein den Juden gestattet war, verzinste Kredite an Christen zu vergeben – eine Steilvorlage für das mittelalterliche Bild des bösen Juden, eines Zinswucherers, wie er etwa in Gestalt des Geldverleihers Shylock in Shakespeares «Kaufmann von Venedig» auftaucht.

Im Christentum galt seit dem 5. Jahrhundert ein striktes Zinsverbot, als Papst Leo der Grosse das Vergehen des Zinsnehmens mit der Exkommunikation belegte. Zu einer Neubewertung des Zinses gelangte die katholische Kirche erst in der Reformationszeit, als der Luther-Gegner Johannes Eck (Professor in Ingolstadt) so etwas wie einen Zins legitimierte. Ecks Auffassung setzte sich nach und nach durch.

Die antikapitalistische Zinskritik hat trotzdem überdauert, woran Buchautor Graeber

erinnert. Für ihn wird der Tiefpunkt der zerstörerischen Schuldenwirtschaft mit der Erfindung des Papiergeldes erreicht, dessen Herausgabe im 19. und frühen 20. Jahrhundert überall an die nationalen Zentralbanken delegiert wird (in der Schweiz: 1909). Mit der Aufhebung des Goldstandards sei das Geld seines inneren Wertes nach und nach beraubt worden: eine unbegrenzte Kreditexpansion zur staatlichen Kriegsfinanzierung sei geboren worden. Graeber schliesst damit, dass die heutigen Schulden sich bis zu den Weltkriegen zurückverfolgen liessen und somit samt und sonders unmoralisch und zu erlassen seien.

So weit die antikapitalistische Geschichte der Verschuldung. Eine marktwirtschaftliche Version geht so:

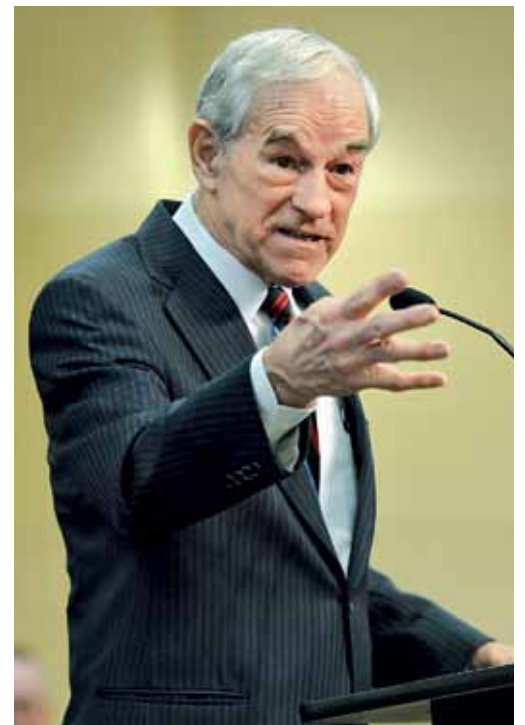
Keine entwickelte Gesellschaft kam jemals ohne Ansätze eines Kapitalmarkts aus. Der Zins ist nämlich kein Herrschaftsinstrument, sondern ein ganz normaler Preis: Wie viele Äpfel musst du mir in einem Jahr geben, damit ich dir heute zehn Äpfel gebe, auf die ich heute verzichte? Der Zins ist der Preis für den momentanen Verzicht auf Konsum plus eine Kompensation für das Ausfallrisiko (dass die Äpfel in einem Jahr nicht zurückgezahlt werden).

Ominöse fünf Prozent

In Experimenten haben Verhaltensforscher herausgefunden, dass Menschen einen heutigen Konsum dem Konsum in einem Jahr vorziehen, nach dem Motto: «Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach.» Diese Eigenschaft des Menschen hat sich über die Zeit in einem durchschnittlichen Zinssatz von fünf Prozent manifestiert. Natürlich mit grossen Ausschlägen nach unten und nach oben, doch nicht ohne Grund setzt auch das



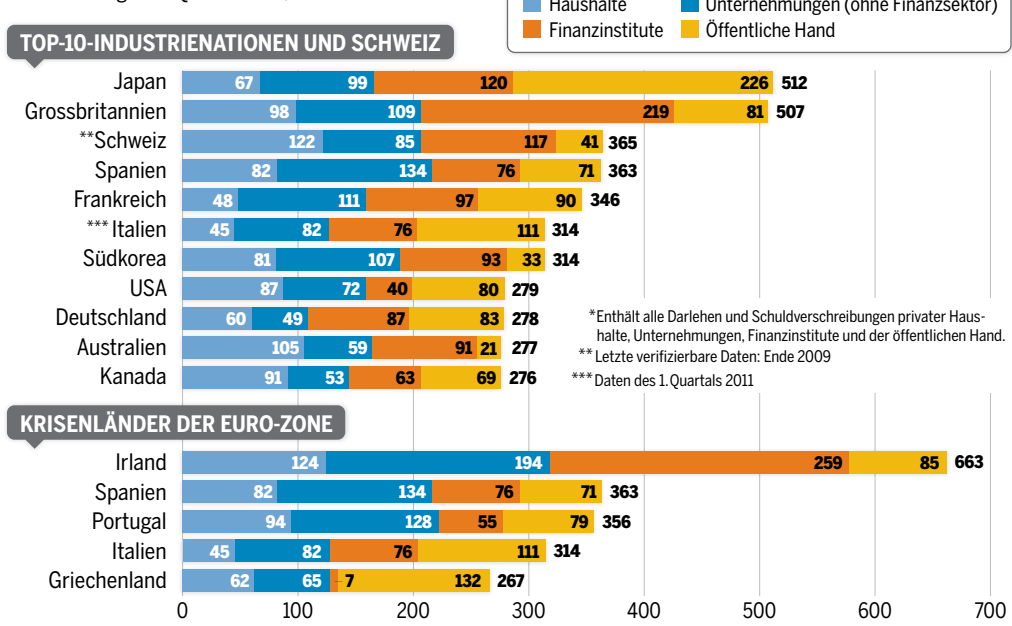
Schuldenwirtschaft: John Maynard Keynes.



Staatliche Preismanipulation: Senator Ron Paul.

Zusammensetzung der Schulden

Verschuldung im 2. Quartal 2011, in Prozent des BIP*



QUELLE: MCKINSEYGLOBALINSTITUTE; HAVAR ANALYTICS

Kollektiv angehäufter Berg: die Schulden der entwickelten Volkswirtschaften.

schweizerische Obligationenrecht einen normalen Schuldzins von fünf Prozent fest. In den antiken Kulturen Roms und Griechenlands wurde das zeitweise existierende Zinsverbot unterlaufen, woran Cato erinnert. In diesen Zeiten seien die Zinsen explodiert, weil das Geschäft gefährlich wurde. Auch im christlichen Mittelalter mussten sich die Juden unter Inkaufnahme höchster Risiken als Geldverleiher betätigen. Zinssätze zwischen zwanzig und neunzig Prozent waren keine Seltenheit, denn das Ausfallrisiko war hoch.

Verschuldung, ein optimistischer Akt

Das Ende des Zinsverbots in der Reformationszeit in Verbindung mit der protestantischen Sparethik führte dazu, dass sich ab dem 17. Jahrhundert Kapitalmärkte entwickelten. Diese wiederum waren, wie der Soziologe Max Weber herausgefunden hat, eine Bedingung für die Freisetzung der Wachstumsdynamik, der wir den Wohlstand in der west-

lichen Welt verdanken. Am Anfang war das Kreditgeschäft privaten Banken überlassen: Sie nahmen gesparte Einlagen in werthaltigem Edelmetall entgegen und verliehen sie zu einem angemessenen Zins weiter. Gab eine Bank zu viele oder schlechte, ungedeckte Kredite, so konnte es geschehen, dass sie bei gehäuften Barbezügen oder Bank runs zahlungsunfähig wurde. Damit mussten auch die Kunden rechnen, weswegen sie ihre Bank sorgfältig auswählten.

Sich zu verschulden, ist nicht aus Prinzip schlecht, wie es eine deutsche Rabbinerin der FAZ am Sonntag erklärte: Die Bereitschaft, Kredit zu nehmen und dafür Zinsen zu zahlen, sei ein optimistischer Akt. «Der Schuldvertrag spiegelt den Glauben an eine bessere Zukunft. Der Gläubiger setzt auf seinen Schuldner, sonst würde er ihm den Kredit verweigern, und der Schuldner glaubt an sein Projekt, das ihm Gewinne ermöglicht, aus denen er den Kredit tilgen kann.»

Gelingt dies nicht, so droht die Privatinsolvenz. Der Einzelne versucht diese in der Regel zu vermeiden, weil ein soziales Stigma damit verbunden ist, seine Schulden nicht zurückzahlen zu können. Das Problem sind also nicht die privaten Schulden. Auch die Unternehmensschulden sind unproblematisch, wenn sie auf freien Kapitalmärkten zustande kommen.

Wohin mit dem Schuldenberg?

Aus marktwirtschaftlichen Überlegungen heikel sind die Schulden der öffentlichen Hand und neuerdings des Finanzsektors. In beiden Bereichen sind die Schuldenexzesse offenkundig geworden. Der amerikanische Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz hat für ein System, wo überschuldete Regierungen überschuldete Banken retten (und umgekehrt), den Begriff der «Voodoo-Ökonomie» geprägt.

Trotzdem fordern hartgesottene Schuldensmacher unter Berufung auf den Ökonomen John Maynard Keynes immer mehr Schulden, um Banken zu retten oder die Konjunktur anzukurbeln. Die Zentralbanken senken mit derselben Absicht die Zinsen gegen null. Für liberale Experten wie den amerikanischen Senator Ron Paul oder den ehemaligen Chefvolkswirt der Investmentbank Barclays Deutschland, Thorsten Polleit, sind die tiefen Zinsen eine staatliche Preismanipulation, welche die Schuldenmacherei anheizt.

Den kollektiv angehäuften Schuldenberg im öffentlichen Sektor und im Finanzsystem abzutragen (Ökonomen sprechen von *deleveraging*), wird nicht einfach. Wer in der Vergangenheit zu viel konsumiert hat, müsste heute eigentlich darauf verzichten. Die Bereitschaft dazu ist in demokratischen Gesellschaften kaum vorhanden, wie die erlahmenden Sparanstrengungen in den Krisenländern der Euro-Zone zeigen.

Auch ein Blick in die Geschichte stimmt nicht zuversichtlich: Der einzige Weg, wie exzessive Staatsverschuldung auf eine mit der Demokratie verträgliche Weise abgebaut werden konnte, ist der offene Staatsbankrott oder die Inflation. o



FERIEN IN DER SCHWEIZ?

DER KIDS AUSFLUGSFÜHRER BIETET VIELE IDEEN FÜR DIE FREIZEIT. OB RIESEN-RUTSCHE, KAMELTREKKING ODER SCHATZSUCHE – MIT KIDS WIRD'S KLEINEN UND GROSSEN KINDERN NIE LANGWEILIG.

- * Gratis Mitgliedschaft im KIDS Club mit vielen Vergünstigungen
- * Über 1000 Ausflugstipps auf 600 Seiten
- * Tipps für mehr Spass und Bewegung im Alltag

Jetzt bestellen auf www.kids.ch



Essay

Ablasshandel einst und heute

Im Mittelalter konnte man sich von den Qualen des Fegefeuers freikaufen. Heute ist der Verkauf von Öko-Bonuspunkten gegen das schlechte Gewissen ein rentables Geschäft geworden.

Von Peter Ruch

Auch wer wenig an Geschichte interessiert ist, kennt den Zusammenhang zwischen Luthers Reformation und dem Ablasshandel. Die Kirche verkaufte Zertifikate über die Vergebung Gottes. Schrittmacher für das Wachstum des Ablasshandels waren nicht die Sünden der Gläubigen, sondern der Kapitalbedarf der Päpste. Bauprojekte, etwa der Petersdom in Rom, und die Türkenabwehr waren die Hauptmotive. Die Kirche lagerte den Ablasshandel an Pachtkommissionen aus. Ein berühmter Unterkommissar war der Ablassmönch Johann Tetzel. Bei seinen Auftritten wurde die päpstliche Ablassbulle auf einem Samtkissen vor ihm hergetragen. Ein rotes Kreuz wurde aufgerichtet, an welchem manche das Blut Christi herabrinnen sahen.

Der katholische Priester Martin Luther hörte die Leute im Beichtstuhl sagen, sie hätten einen Ablassbrief und seien mit Gott quitt. Als gewissenhafter Theologe kam er zur Erkenntnis, dass der Ablasshandel mit der Bibel und dem christlichen Glauben nichts zu tun hat. So entstand 1517 der berühmte Thesenanschlag in Wittenberg. In der Schweiz reiste 1518 Bernhardin Samson als Ablasskommissar über den Gotthard. Zwingli, damals katholischer Priester in Einsiedeln, vermasselte das Geschäft in Schwyz. Besser lief es Samson in Zug und in Bern, wo er seine Ware feilbieten konnte.

Kirchenrechtlich wurzelt der Ablass im System der frühmittelalterlichen Tarifbusse, einem Ersatz bestimmter Leistungen durch Geldzahlungen. Ursprünglich waren diese an Bussübungen gebunden. Die ersten Erträge dienten Kirchenbauten und Kreuzzügen. Der Ablass versprach Erleichterung im Fegefeuer. Bemessungsgrundlage waren die Fastenbriefe der Synode von Clermont (1095), wo die enge Verbindung zwischen Papsttum und Ablass begann.

Für die Materialisierung der geistigen Umkehr lassen sich in der Religionsgeschichte viele Beispiele finden. Opferpflichten im Hinduismus können die Menschen bis zur Zwanghaftigkeit in Beschlag nehmen. Im Alten Testament polemisieren die Propheten gegen die materialistische Entartung des Tempelbetriebs. Die Bewirtschaftung des schlechten Gewissens ist eine sprudelnde Einnahmequelle für diejenigen, welche die Vergebung angeblich auf Lager haben. Das Resultat ist keines-

wegs ein Mehrwert an Moral. Nach Jahrhunderten des Ablasses waren die Sitten derart verwahrlost, dass selbst Geistliche bei Keilereien rasch das Schwert zogen und töteten.

Die Bahn setzt falsche Anreize

Der Ablass scheint auch ohne Kirche zu funktionieren. Dienten im Mittelalter Verdammnis, Hölle und Fegefeuer als Drohkulissen, sind es heute der Klimawandel, die Umweltzerstörung und Mega-Katastrophen. Drei Tage vor dem Tsunami in Japan beschloss der



Unbeugsame Doppelmoral.

Ständerat eine Reduktion des Kohlendioxid-Ausstosses um zwanzig Prozent bis 2020. Die private Mobilität wird heute, ähnlich wie im Mittelalter die Sexualität, als Sünde bewirtschaftet. Für andere Schadstoffquellen, etwa Heizöl, gelten mildernde Umstände. Vertreter der FDP und der SVP wollten, dass die Schweiz einen Teil des CO₂-Ausstosses via Emissionshandel kompensieren könne. Die Linke mit CVP und Grünliberalen widersetzte sich dem Vorhaben. Kurz nach dem Tsunami in Japan wurde die CO₂-Debatte fallengelassen wie eine heisse Kartoffel. Sowenig es im Mittelalter um die Reduktion der Sünde ging, so wenig geht

es heute um die Reduktion der Schadstoffe. Dem Volk soll die Hölle heissgemacht werden, damit es sich von ihr freikaufte. Das erfordert die Gier des Staates und seiner Klientel. Dazu braucht es wie immer eine unbeugsame Doppelmoral. Der gleiche Staat, der die Automobilität zur Sünde erklärt, verbilligt den öffentlichen Verkehr mit milliardenschweren Subventionen und rechtfertigt dies als Aktion der Verlagerung von der Strasse auf die Schiene. In Wirklichkeit treibt er damit die Nachfrage nach Mobilität auf die Spitze. Die künstlich erhöhte Bahnmobilität fördert im Schlepptau die Strassenmobilität, denn die meisten Bahnkunden haben auch ein Auto.

Die Verschleuderung der Bahnmobilität begann in den achtziger Jahren, als der Jahrestarif für ein Halbtax-Abo von 360 auf 100 Franken sank. Grund dafür war das erfundene Waldsterben. 360 Franken wären heute indexiert 560 Franken, was keineswegs kostendeckend wäre. Das GA kostet heute, genau wie vor 28 Jahren, nominal für ein Ehepaar 5700 Franken. Indexiert wären es 8800 Franken, kostendeckend mindestens 13 500 Franken. Durch die Fehlanreize haben sich Abertausende an dezentraler Lage niedergelassen. Pendlerdistanzen von 200 Kilometern sind keine Seltenheit mehr. So treibt der Staat die Energieverschwendung zügig voran. Zeitgleich mit den rekordhohen Bahnsubventionen von über zehn Milliarden kommt es auch beim Stau im Strassenverkehr zu Höchstwerten.

Wie der kirchliche Ablasshandel ist auch die staatliche Umweltpolitik eine wirkungslose Bewirtschaftung des schlechten Gewissens. Das Kioto-Protokoll erlaubt weitere gigantische Gebühren, während zum Beispiel die Wasserverschmutzung, an deren Folgen Millionen von Menschen sterben und die aufgrund der verursachten Gesundheitsschäden bedeutende medizinische Ressourcen bindet, mit relativ geringen Kosten vermindert werden könnte. Die Weltpresse schaut weg und freut sich kindisch, wenn an irgendeinem Klimagipfel Ökologie-Orden auf Samtkissen präsentiert und feierlich verliehen werden.

Peter Ruch ist Pfarrer der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde von Küssnacht.

Der eiserne Schmetterling

Aung San Suu Kyi hat die Beziehung zu ihrem Ehemann, ihren Kindern und 22 Jahre ihres Lebens dem Kampf für Demokratie in Burma geopfert. Nun kommt die Nobelpreisträgerin nach Europa, wo ihr Schicksal eine frühe Wendung nahm, und macht auch halt in Genf. *Von Claudia Joseph und Elizabeth Sanderson*

Für Aung San Suu Kyi muss es ein besonderer Moment gewesen sein, als sie vor einigen Wochen, wie gewohnt mit einer Blume im Haar, im Garten ihres Hauses David Cameron die Hände schüttelte, dem ersten amtierenden britischen Premierminister, der Burma seit der Unabhängigkeit 1948 einen Besuch abstattete. Diese Begegnung war politisch sehr bedeutsam – da sie mit der Hoffnung einherging, dass sich das Land endlich aus dem festen Griff der Militärjunta werde befreien können. Aber noch wichtiger für Suu Kyi war Camerons Einladung, nach London zu kommen.

Nun ist es so weit. Nach 24 Jahren kehrt Suu Kyi erstmals wieder nach Europa zurück. Ihre Reise führt sie zuerst in die Schweiz. In Norwegen wird sie ihren Friedensnobelpreis abholen, der ihr 1991 verliehen worden war. Nach weiteren Stationen in Irland und Frankreich wird sie schliesslich Grossbritannien besuchen, wo wichtige Kapitel ihres schicksalsreichen Lebens geschrieben wurden. Noch vor kurzem wäre eine solche Reise undenkbar gewesen. Sie signalisiert nicht nur die Chance eines Neuanfangs für Burma, sondern auch das Ende eines entbehrungsreichen Weges für Suu Kyi, der vor 65 Jahren begann.

Im Januar 1947 reiste ihr Vater, General Aung San, nach London, um mit dem damaligen Premierminister Clement Attlee das Abkommen zu unterzeichnen, das Burma in die staatliche Unabhängigkeit führen sollte. Aung San kehrte als Nationalheld zurück, musste aber einen hohen Preis bezahlen. Fünf Monate später, im Juli 1947, wurde er von Rivalen ermordet. Und 1962 fiel das Land einer Militärdiktatur zum Opfer, die seine Tochter, Aung San Suu Kyi, ihr Leben lang bekämpfen sollte.

Wie Persephone in der Unterwelt

Sie würde ihren Mann und ihre beiden Söhne aufgeben, vor allem aber mit dem Schuldgefühl leben müssen, ihre Familie im Stich gelassen zu haben. Das war das Erbe ihres Vaters, das Suu Kyi stets als ihr Schicksal akzeptiert hat. Über persönliche Opfer hat sie sich nie beklagt. Ihre stoische Haltung rührt vielleicht auch von dem tragischen Tod ihres jüngeren Bruders Lin her, der in einem See auf dem Anwesen der Familie ertrank, als sie sieben war. Lin war ihr liebster Spielkamerad gewesen. Schon früh hatte sie also einen schmerzhaften Verlust erfahren, wie sie ihn noch oft erleben sollte.

Nach vier Jahren in Neu-Delhi, wo ihre Mutter Daw Khin Kyi burmesische Botschafterin war,

studierte Suu Kyi am St. Hugh's College in Oxford Politik, Philosophie und Wirtschaftswissenschaften. Dort lernte sie ihren Mann Michael Aris kennen, einen anerkannten Tibet-Experten. Die beiden heirateten 1972 und bekamen zwei Söhne – Alexander, heute 39, und Kim, 35. Suu Kyi (ihre Freunde sagen nur Suu) hätte in Oxford ein konventionelles Leben als Ehefrau eines englischen Professors führen und sich um die Erziehung ihrer Kinder kümmern können. Doch sie entschied sich für eine andere Zukunft, nachdem sie 1989 zu ihrer sterbenskranken Mutter nach Burma zurückgerufen worden war.

Im Zentralkrankenhaus von Rangun sah sie zahllose Studenten, die bei Protesten gegen das Militärregime verwundet worden waren. Suu Kyi traf ihre Entscheidung: Sie blieb in Burma, engagierte sich bei der Gründung der Nationalen Liga für Demokratie (NLD) und erfüllte so ihre Pflicht gegenüber Vater und Heimatland. Fünfzehn der nächsten zweiundzwanzig Jahre verbrachte sie unter Hausarrest und wurde eine unerschrockene Verteidigerin von Freiheit und Demokratie. Sie war bekannt als der «eiserne Schmetterling», und die Welt wusste sehr wohl, was sie alles aufgegeben hatte. Sie konnte ihre Familie nicht mehr besuchen, und auch dieser wurde regelmässig die Einreise nach Burma verweigert. Als Michael 1999 an Krebs starb, hatten sie sich vier Jahre nicht mehr gesehen.

Aber hinter diesem öffentlichen Opfer lag das noch tiefere Leid, dass ihre politischen Aktivitäten so schmerzhaft Auswirkungen für ihre beiden Söhne hatten. Suu hat nie über Alex und Kim gesprochen, aber ein neuer Dokumentarfilm («Aung San Suu Kyi – Lady of No Fear») deutet darauf hin, dass die beiden die Abwesenheit der Mutter nie richtig verwunden haben. In dem Film berichtet der Historiker Peter Carey, ein Freund von Michael Aris, dass die beiden in ihrer Jugend ein «emotionales Chaos» erlebten und verständnislos auf die Entscheidung ihrer Mutter reagierten. «Es war wahnsinnig schwer für sie. Wenn die Mutter stirbt, kann man das irgendwie verarbeiten. Wenn man aber die Mutter sehen kann und hört, dass über sie gesprochen wird, sie aber unerreichbar bleibt, dann ist das wie Persephone in der Unterwelt.»

Die Jungen waren sechzehn und elf, als ihre Mutter wegging und Michael praktisch alleinerziehender Vater wurde. Er war zwar ein liebevoller Vater, aber für diese Rolle nicht geschaffen. Carey sagte: «Er war ein richtiger Wissenschaftler. Es entsprach nicht seiner Natur, mit den Jungs Fussball zu spielen.»

Im Laufe der Jahre füllte sich das Haus der Familie mit all den Auszeichnungen und Preisen, die Suu verliehen wurden – darunter der Friedensnobelpreis 1991. In Michaels Schlafzimmer hing ein grosses Porträt von ihr, und das Buch, in dem Suu gerade gelesen hatte, als sie den Anruf aus Burma erhielt, sie möge zurückkommen und sich um die Mutter kümmern, hatte einen prominenten Platz. All diese Erinnerungen müssen ihre Abwesenheit noch schmerzhafter gemacht haben.

«Bitte komm nach Hause, Mami»

Max Horsley, der in Oxford gemeinsam mit Kim zur Schule gegangen war, sagte: «Es war herzerreissend, zu sehen, wie sehr Kim darunter litt, ohne seine Mutter aufwachsen zu müssen. Ich erinnere mich, dass er nach der Schule immer versuchte, mit ihr zu telefonieren, obwohl er oft nicht durchkam oder das Gespräch von den Behörden vermutlich gezielt unterbrochen wurde. Er konnte nicht verstehen, warum seine Mutter nicht bei ihm oder er bei ihr war. Er konnte es einfach nicht begreifen. Er hat sie angefleht: «Bitte komm nach Hause, Mami. Du fehlst uns. Warum bist du nicht bei uns?» Die Trennung hat ihn sehr mitgenommen.»

Es war ein quälendes moralisches Dilemma für Suu Kyi. Ihre Pflichten als Tochter verlangten von ihr, ihre Mutterpflichten zu vernachlässigen. Horsley, der für ein Reisebüro in Rangun arbeitet, fügte hinzu: «Dass sie nicht bei den Kindern sein konnte, hat ihr unvorstellbare Schuldgefühle bereitet. Sie hat furchtbar darunter gelitten. Die Entscheidung Land oder Familie hatte nicht nur Folgen für die Kinder, sondern auch für sie selbst.» Er sei, sagt Horsley, in Suus Haus gewesen, sooft ihm ein Besuch erlaubt worden sei, um Kim zu sehen.

«Es stand kaum ein Möbelstück in dem Haus, es war überhaupt in einem beklagenswerten Zustand. Es gab kein Geld, um es renovieren zu lassen, es verfiel langsam. Ich erinnere mich an ein Klavier, die meisten Tasten waren kaputt. Einmal, als wir dort waren und zusammensassen, hielt sie Kims Arm ganz fest. Sie liess ihn einfach nicht los. Es war, als hätte sie Angst, dass er einfach gehen und sie ihn dann nie wieder sehen würde. Ich habe das wirklich so gespürt. Ich mag Kim, er ist ein toller Bursche, und ich bin stolz, dass wir miteinander befreundet sind, aber wie jeder junge Mann wollte er sich amüsieren. Manchmal sind wir in die Stadt gegangen und haben etwas getrunken. Seine Mutter fand das nicht gut. Ich glaube, sie hatte etwas



«Unvorstellbare Schuldgefühle»: Friedensnobelpreis-Trägerin Aung San Suu Kyi in ihrem Haus.

gegen mich, weil sie fand, dass er durch mich auf die schiefe Bahn gerate.»

Suu hätte Burma jederzeit verlassen können, das Regime hätte sie auch sofort ausreisen lassen, aber nichts deutet darauf hin, dass sie das jemals in Erwägung gezogen hat. Und Michael hat sie offenbar nie gedrängt, nach England zurückzukehren, obwohl er sie nur fünf Mal in zehn Jahren gesehen hat. Ihre letzte Begegnung war 1995, als er und die Jungen sie im Hausarrest besuchen durften. Da war Kim achtzehn, fast ein erwachsener Mann. Suu sagte später, dass sie ihn auf der Strasse nicht erkannt hätte. Das war das letzte Zusammen-

sein im Familienkreis. Drei Jahre später wurde bei Michael Krebs diagnostiziert.

Er stellte mehr als dreissig Besuchsanträge – alle wurden abgelehnt. Am Tag seines Todes wurde ihm schliesslich ein Visum erteilt. Ein Abschiedsfilmm, den Suu Kyi für Michael in der britischen Botschaft aufnahm und der ausser Landes geschmuggelt wurde, traf zwei Tage nach seinem Tod in Grossbritannien ein. Sie bat ihre beiden Söhne, einen Strauss Feldblumen in ihrem Namen auf sein Grab zu legen.

Alex lebt inzwischen in den Vereinigten Staaten, wo er Philosophie studierte und sich in Portland (Oregon) einer buddhistischen Kommune

anschluss. Er praktiziert Qigong, eine alte chinesische Meditationsform. Kürzlich schrieb er über den Trost, den er in seinen spirituellen Überzeugungen und Therapiesitzungen findet, und über die «grosse und unnötige Last», die er in seinem Leben tragen musste. «Wir sprechen über meine gegenwärtige emotionale Situation und über die Schmerzen von früher ... Durch die Therapie habe ich gelernt, mich meinen Gefühlen zu stellen, und eine befreitere Einstellung zum Leben gewonnen.» Zum letzten Mal sah er seine Mutter kurz nach dem Tod des Vaters, und inzwischen hat er sich praktisch aus der Welt zurückgezogen. Er ist Veganer, fährt Fahrrad, hat keinen Kühlschrank und kocht sein Essen auf einem Holzofen. Er sammelt Zweige und Holzabfälle als Brennmaterial und wäscht seine Sachen mit der Hand. Zur Feier seines 39. Geburtstages bereiteten Alex' Freunde ein buddhistisches Festmahl in dem schlichten Haus, das er mit drei anderen Buddhisten bewohnt.

Kims tätowierter Pfau

Sein engster Freund ist Tomo, ein japanisch-amerikanischer Wissenschaftler, der uns erzählte: «Ich war kürzlich in Burma. Es war so schön, dass ich Alex' Mutter treffen konnte, nachdem ich so viel von ihr gehört hatte. Sie wollte von mir wissen, was Alex macht. Die beiden telefonieren oft miteinander, aber sie war doch sehr froh, alles direkt von mir zu hören. Ich glaube, Alex ist sehr stolz auf seine Mutter, aber ihm ist es wichtiger, ein ruhiges Leben zu führen und nicht öffentlich über sie zu sprechen.»

Für Kim war alles viel schwieriger. Als Teenager wandte er sich dem Alkohol zu. Er heiratete, ist inzwischen aber von seiner Frau Rachel Jefferies geschieden und hat auch kein Sorgerecht mehr für die beiden Kinder James, 12, und Jasmine, 10. Rachel lebt in Torrevieja an der Costa Blanca. Sie erklärte uns: «Ich möchte nichts sagen, um keine Unruhe in die Familie zu bringen. Sie haben beschlossen, nicht über Suu zu sprechen, um sie nicht zu gefährden. James hat sie einmal gesehen, und ich hoffe, dass ich sie mit Jasmine nach den Wahlen besuchen kann.»

Kim lebt inzwischen in Burma bei seiner Mutter. Peter Carey sagte: «Sie haben ein sehr enges Verhältnis zueinander, und er ist sehr froh, dass er bei ihr sein kann.» Er engagiert sich für ihre Sache und hat sich das NLD-Emblem auf den Arm tätowieren lassen – eine Fahne und einen kämpfenden Pfau. Ihre Söhne ganz und gar zu verlieren, wäre ein riesiges Opfer gewesen. Jetzt hat Suu zumindest Kim an ihrer Seite, und es gibt erste Anzeichen, dass sich die Situation in Burma verbessert. Wenn sie also Camerons Einladung annimmt und im Juni nach London kommt, auf den Spuren ihres geliebten Vaters, dann wird sie ihre Pflicht als Tochter erfüllt haben. Bleibt zu hoffen, dass sie die Chance hat, auch ihre Mutterpflichten wieder auszuüben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Schützenhilfe vom Intimfeind

Jahrzehntlang gehörte er zum innersten Machtzirkel des Iran. Dann fiel Hossein Mousavian bei Präsident Achmadinedschad in Ungnade und wurde der Spionage bezichtigt. In seinen Memoiren gibt er seltenere Einblicke in das Atomdossier – und zollt seinem Gegner Tribut. *Von Urs Gehriger und Ron Haviv (Bild)*

Es hätte sein Ritterschlag werden können, stattdessen folgten Karriereende und Knast. Am 19. Juli 2005 war Seyed Hossein Mousavian beim frischgewählten Präsidenten Mahmud Achmadinedschad vorgeladen. Seit Jahren zählte er zur Polit-Elite des Iran. Er war Unterhändler im Nuklearkonflikt, zuvor Botschafter in Deutschland und Leiter der aussenpolitischen Abteilung im Nationalen Sicherheitsrat. Jetzt hegte Mousavian berechtigte Hoffnungen auf einen weiteren Karriere-sprung. Er stand in der engeren Auswahl für das Amt des Aussenministers.

Doch kaum sass er dem neuen Präsidenten gegenüber, verdunkelte sich der Horizont. Mousavians Fazit über sein Treffen mit Achmadinedschad: «Er vertrat die extremste Position, die ich seit der Revolution von einem iranischen Politiker gehört hatte.» Der Schlagabtausch mit Achmadinedschad ist eine der Szenen aus Mousavians «Erinnerungen», die in den letzten Tagen erschienen sind. In dem Werk mit dem Titel «The Iranian Nuclear Crisis» gibt der Spitzendiplomat seltene Einblicke in die iranische Verhandlungsstrategie. Es sind, wie er selbst sagt, «Aufzeichnungen aus dem Herzen der Macht vor einem dramatischen Fall in die Ungnade».

Auf den Clinch mit dem neuen Präsidenten folgte der Fall. Mousavian wurde verhaftet und der Spionage angeklagt. Wegen «Gefährdung der nationalen Sicherheit» erhielt er fünf Jahre Berufsverbot. Um weiterer Verfolgung zu entgehen, suchte er 2009 Zuflucht beim Erzfeind, dem «grossen Satan» USA. An der Elite-Universität Princeton lehrt Mousavian internationales Krisenmanagement und zählt zu den gefragtesten Kommentatoren des Nuklearkonflikts.

Herr Mousavian, was geschah an jenem Juliabend 2005 in Achmadinedschads Büro?

Er war noch nicht offiziell im Amt und residierte in einem provisorischen Büro. Als ich eintraf, wurde mir gleich gesagt, Achmadinedschad habe bloss zwanzig Minuten Zeit. Es wurden schliesslich mehr als zwei Stunden. Wir stimmten nicht in einem einzigen Punkt miteinander überein.

Wie verlief das Gespräch?

Er ging mit mir das ganze Spektrum der Aussenpolitik durch, und ersparte nicht mit Kritik an unserer Arbeit, die wir unter Präsident Chatami geleistet hatten. Nach seiner

Einschätzung war unsere Strategie zu weich und nachgiebig. Ich unterstrich, wie wichtig es sei, unser Atomprogramm mit der internationalen Gemeinschaft abzustimmen und vertrauensbildende Massnahmen zu ergreifen. Ich mahnte ihn, nicht leichtsinnig Risiken einzugehen. Sollten wir unilateral mit der Uran-Anreicherung beginnen, würden die USA den Kampf vor den Uno-Sicherheitsrat ziehen und Sanktionen gegen uns ergreifen.

Was sagte er darauf?

Dass er sich keinen Deut um die Resolutionen der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) schere. Vor einer Verurteilung im UN-Sicherheitsrat habe er keine Angst. Ja, er sagte sogar, er würde Sanktionen be-

«Ja, er sagte sogar, er würde Sanktionen begrüssen, weil sie im Interesse des Landes wären.»

grüssen, weil sie im Interesse des Landes wären. Sie würden uns zwingen, unabhängiger und eigenständiger zu werden. Ich antwortete, dass ich nach der Revolution 1980, im Alter von 23 Jahren, ähnliche Ansichten gehegt hätte. Zwei Jahrzehnte im diplomatischen Dienst hätten jedoch meinen Sinn für die Realität geschärft.

In welcher Stimmung verliessen Sie Achmadinedschads Quartier?

Mir war klar, dass der Iran auf eine neue Konfrontation zusteuern würde. Und ich hatte keinen Zweifel, dass Achmadinedschad den Neustart für Uran-Anreicherung befehlen würde – ohne Rücksicht auf die IAEA.

Hatte Achmadinedschad seine Position vor Ihrem Treffen mit dem religiösen Führer, Ajatollah Ali Chamenei, abgesprochen?

Das war gar nicht möglich; Achmadinedschad war ja eben erst zum Präsidenten gewählt worden. Aber Chamenei hatte später verschiedentlich bekundet, dass er Achmadinedschads harte Linie unterstützt.

Hatten Sie im Atomdossier freie Hand?

Der Chef unseres Atomteams, Hassan Rowhani, wollte den Posten zuerst nicht übernehmen. Religionsführer Chamenei stimmte ihn um. Er sagte ihm: «Dies ist eine schwere Verantwortung auf meinen Schultern, nimm sie von mir.» Nachdem Rowhani so die Absolution des obersten Führers erhalten hatte, begannen wir, unsere Strategie auszuarbeiten.

Offenbar hat man Ihr Team über essenzielle Aspekte des Atomprogramms im Dunkeln gelassen. Im Buch schreiben Sie, die iranischen Unterhändler hätten nicht gewusst, dass der Iran von Pakistan Pläne für moderne Zentrifugen vom Typ P-2 erhalten hatte.

Die Pläne für P-2-Zentrifugen wurden von der IAEA publik gemacht. Wiederholt habe ich wichtige Informationen zum ersten Mal von IAEA-Mitarbeitern oder der ausländischen Presse vernommen. Ich musste dann jeweils unsere Pläne neu formulieren und die Krisen managen, welche dadurch entstanden waren. **Das Machtkartell im Iran erscheint vielen im Westen als Enigma. Klären Sie uns auf: Wer zieht die Fäden im Atomdossier?**

Es gibt keinen einzelnen Strippenzieher. Bei der Ausformulierung der Politik sind alle wichtigen Machtinstanzen beteiligt: das Aussenministerium, das Präsidialbüro, das Sekretariat des Nationalen Sicherheitsrates, die Spitzen des Militärs und des Geheimdienstes. Ist das Paket geschnürt, wird es dem Obersten Nationalen Sicherheitsrat übergeben. Der überarbeitet das Dossier und unterbreitet es schliesslich dem obersten Führer, Revolutionsführer Ajatollah Ali Chamenei.

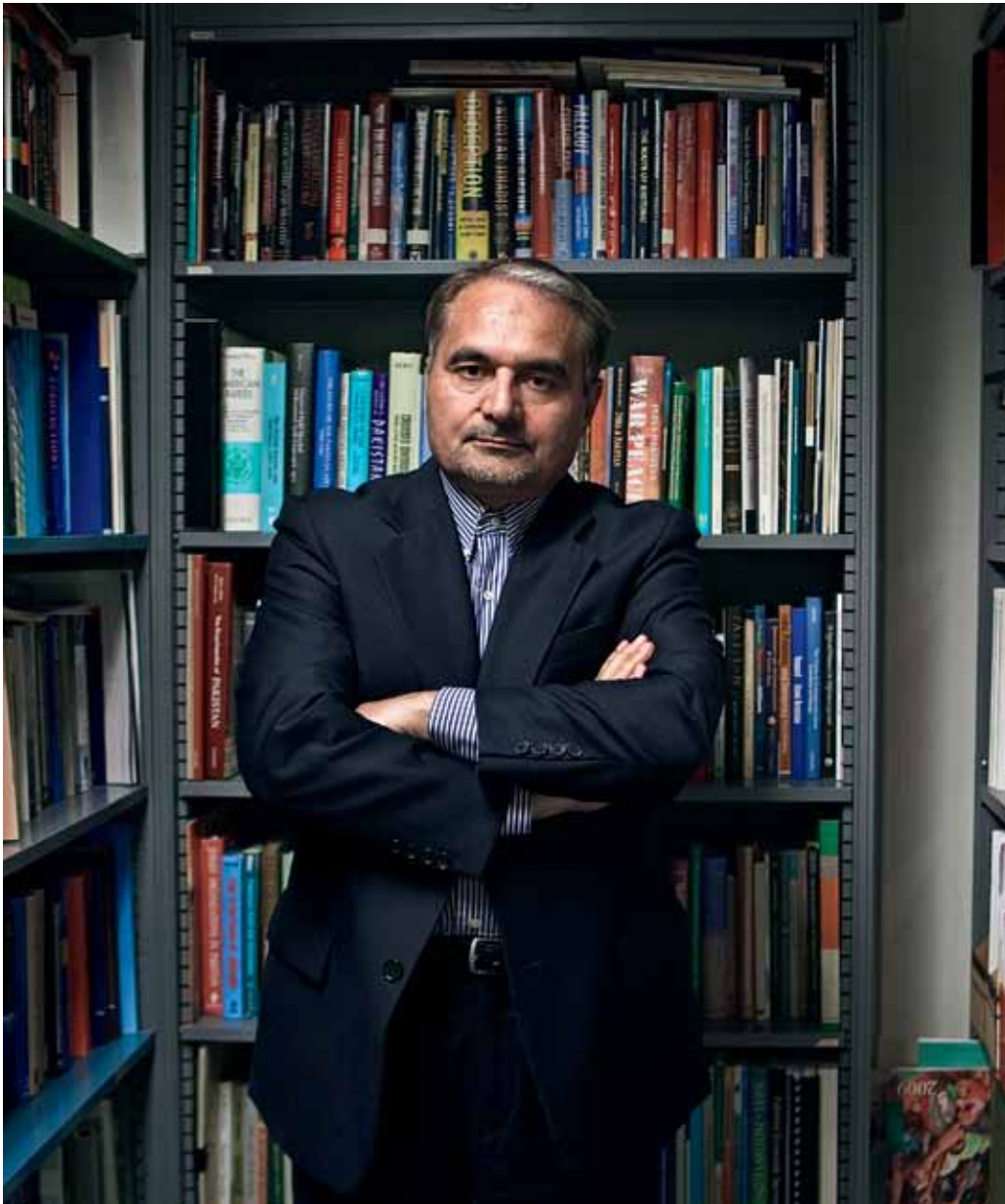
Das klingt nach einem langwierigen Prozess.

Durchaus. Aber der endgültige Entscheid fällt stets der oberste Führer.

Wie denkt der oberste Führer? Welches ist seine wichtigste Leitlinie im Atomdossier?

Darüber gibt es keinen Zweifel: «Solange ich lebe, würde ich nie die Rechte unseres Landes aufgeben», sagte er unserem Chefunterhändler Rowhani. «Ich würde mein Amt niederlegen, wenn aus irgendeinem Grund der Iran seines Rechts, Uran anzureichern, bestohlen werden sollte.»

In seinem Buch schildert Mousavian, dass innerhalb des Machtzirkels heftige Richtungskämpfe stattfanden. Mousavian nennt sechs Lager: die «Konfrontativen», die ohne Rücksicht auf Konsequenzen das Atomprogramm entwickeln wollten. Die «Legalisten», welche ausschliesslich über technische Aspekte mit der IAEA kooperieren wollten und Verhandlungen mit einzelnen Mächten ausschlossen, weil sie angeblich nur politische Ziele verfolgten. Es gab den «Ostblock», der Verhandlungen über östliche Staaten – allen voran Russland und China – favorisierte, welche als Block gegen den Westen instrumentalisiert werden sollten. Eine weitere Fraktion waren die «Prag-



«Es gibt keinen Strippenzieher»: ehemaliger Unterhändler des Iran im Nuklearkonflikt, Mousavian.



Sucht die Konfrontation: Präsident Achmadinedschad in der Atomanlage in Natanz.

matiker», welche die Gefahr einer Rivalität der Nachbarn – nebst dem Druck aus dem Westen – als gross betrachteten und eine Kooperation mit der internationalen Gemeinschaft propagierten, um Vertrauen zu schaffen. Selbst eine Gruppe von «Konzilienten» habe sich gebildet, eine sehr kleine Minderheit, die überzeugt war, dass der Iran seine Anreicherungsaktivitäten – wie der libysche Diktator Gaddafi 2003 – aufgeben sollte, um Sanktionen oder gar eine Militärintervention zu verhindern.

Mousavian selbst gehörte einer sechsten Fraktion an, die einen «grand bargain», einen grossen Handel mit dem Ausland, anstrebte. Sie betrachtete den Atomkonflikt als Komponente einer breiteren Konfrontation mit dem Westen. Eine Lösung könne nur erreicht werden, so waren sie überzeugt, wenn die Beziehungen zu den westlichen Staaten normalisiert würden, besonders zu den USA.

2003 erzielte Mousavians Team einen Deal mit den EU-3 (Frankreich, Grossbritannien, Deutschland), der die Spannung zwischen dem Iran und dem Westen verringerte. Er sah die Einführung des Zusatzprotokolls vor (erweiterte IAEA-Sicherheitsvorkehrungen) und einen iranischen Uran-Anreicherungsstopp.

Über weite Strecken lesen sich Mousavians Memoiren als Apologie seiner Strategie, die letztlich scheiterte. Zwölf verpasste Chancen zeichnet er im Detail nach und versäumt nicht, die «Schuldigen» zu nennen. Fast ausschliesslich macht er die angeblich starre Haltung des Westens für den eskalierenden Atomstreit verantwortlich.

Welches war die grösste verpasste Chance, den Atomkonflikt gütlich zu regeln?

Wir machten beispiellose Annäherungsversuche, indem wir 2003 freiwillig ein Zusatzprotokoll unterzeichneten, das die IAEA zu unangekündigten Kontrollen befugte. Das ist der höchste Grad an Transparenz, den es allgemein gibt. Wir schlugen einen Schritt-für-Schritt-Plan vor, der jeden Ausbruch aus dem Kontrollregime – und somit die Möglichkeit zum Bau einer Atombombe – verunmöglicht hätte. Wir waren bereit, Uran lediglich auf fünf Prozent anzureichern [neunzig Prozent ist nötig für waffenfähiges Uran, Anm. d. Red.]. Und wir waren bereit, das niedrig angereicherte Uran sofort in Brennstäbe umzuwandeln, damit wir das Uran nicht lagern und später eventuell weiter anreichern konnten. Doch leider stiegen die Europäer nicht auf das Angebot ein. Der grösste Gegner waren die USA. Sie beharrten darauf, dass wir überhaupt keine Anreicherung machen dürften. Schliesslich forderten die Europäer, den Anreicherungsstopp unbefristet zu verlängern.

Hatte Revolutionsführer Chamenei Ihre Strategie der Aussetzung der Anreicherung toleriert? >>>

Er war gegenüber den Absichten des Westens von Beginn weg extrem misstrauisch, stimmte jedoch schliesslich einem temporären Anreicherungsstopp als einer rechtlich nicht bindenden Vertrauensmassnahme zu. Aus heutiger Sicht muss ich sagen, die Skepsis des obersten Führers erwies sich als richtig.

Das klingt, als ob Sie Ihre damaligen Annäherungsversuche bereuten.

Ich finde, wir haben richtig gehandelt. Doch natürlich stellten uns die Hardliner an den Pranger. Wir haben einen hohen Preis bezahlt.

2007 wurden Sie wegen Spionage angeklagt. Wie kam es dazu?

Es hiess, ich hätte geheime Dokumente an britische und japanische Diplomaten weitergegeben. Während zehn Tagen sass ich im berühmten Evin-Gefängnis. Zwei Richter sprachen mich von den Anschuldigungen frei. Trotzdem verhängte man ein fünfjähriges Berufsverbot gegen mich.

Im Iran sehen etliche Ihren Fall als Teil eines tiefgreifenden Machtkampfes, welcher Achmadinedschad nach seiner Amtsübernahme lancierte, um politische Rivalen kaltzustellen. Teilen Sie diese Einschätzung?

Sie scheint zuzutreffen. Als die neue Führung 2005 den Kurswechsel beschloss, sollten alle einflussreichen moderaten und reformorientierten Kräfte isoliert werden. Ihr Einfluss auf die Politik wurde weitgehend unterbunden.

Die gefährlichste Opposition gegen die Achmadinedschad-Regierung kam jedoch nicht von oben, sondern von der Strasse, von der «Grünen Bewegung», welche vor den letzten Präsidentschaftswahlen 2009 das ganze Land erfasst hatte. Rückblickend erstaunt es, dass der «islamische Frühling» nicht im Iran, sondern in Tunesien und Ägypten ausgebrochen ist.

Ich sehe es anders. Die «Grüne Bewegung» zeigte Respekt für den obersten Führer und stand hinter der Verfassung der islamischen Republik. Sie forderte Reformen innerhalb des gesetzlichen Rahmens. Die Volksmassen in arabischen Ländern dagegen hatten einen Regimewechsel zum Ziel; dies ist ein grosser Unterschied.

Für die Regierung Achmadinedschad allerdings war die «Grüne Bewegung» eine existenzielle Bedrohung. Warum sonst hat er die Proteste nach seiner umstrittenen Wiederwahl derart brutal niederschlagen lassen?

Der Grund für die heftigen Reaktionen war die Angst vor einer Verschwörung. Die Regierung, das gesamte Sicherheits-Establishment und auch der Revolutionsführer waren komplett überzeugt, dass die «Grüne Bewegung» aus dem Ausland, von

ausländischen Geheimdiensten, gesteuert wurde, um einen Regimewechsel nach dem Modell der samtenen Revolution 1989 in der Tschechoslowakei herbeizuführen.

Einerseits konstatieren Sie, das Volk wolle keinen Regimewechsel. Andererseits sagen Sie, das gesamte Establishment sehe die Demonstranten als vom Ausland ferngesteuerte Umstürzler. Ist das kein Widerspruch?

Es spielt keine Rolle, ob ich oder Sie das glauben. Ich sage bloss: Bei heftigen Reaktionen ging es nicht bloss darum, die Demonstrationen zu unterdrücken. Das Regime sah in der «Grünen Bewegung» eine existenzielle Bedrohung für die islamische Republik.

Seit neun Jahren steht der Iran im Clinch wegen seines Nuklearprogramms. Bisher konnte Teheran Ängste vor einem Atombombenprogramm nicht glaubwürdig ausräumen. Wie soll es weitergehen?

Zuerst muss man begreifen, dass der Iran keine Konzessionen machen kann, solange man ihn mit Sanktionen in die Ecke drängt. Unter Druck zu kooperieren, widerspricht der iranischen Kultur.

Dieses Argument hört man seit Jahr und Tag. Insbesondere in Washington ist man

«Seit den Uno-Sanktionen von 2006 ist die Zahl an Zentrifugen um das Achtfache gestiegen.»

überzeugt, dass der Iran zwar nicht auf Druck reagiert, aber auf «riesigen» Druck schon. Man ist überzeugt, dass der Iran nur an den Verhandlungstisch kommt, weil die Sanktionen zu schmerzen beginnen und die Gefahr eines Militärschlags droht.

Schauen Sie, was dadurch erreicht wurde: Seit Achmadinedschad an der Macht ist, wurde allen Drohungen zum Trotz das Atomprogramm mit Hochdruck weiterentwickelt. Seit der Uno-Sicherheitsrat den Iran 2006 mit Sanktionen belegt hat, ist die Zahl an Zentrifugen um das Achtfache gestiegen. Iran reichert heute Uran auf zwei Levels (3,5 und 20 Prozent) an. Statt einer Anreicherungsanlage – wie es 2006 der Fall war – besitzt der Iran nun zwei. Sanktionen werden niemals das atomare Kalkül des Iran ändern. Die politischen Entscheidungsträger im Westen sollten die Tatsachen überprüfen.

Das klingt, als ob Sie Ihrem Rivalen Achmadinedschad Anerkennung zollten.

Als Chatami Präsident war, hatten wir mit den Europäern gute Beziehungen. Es gab Hoffnungen auf eine Annäherung an die USA. Unser Atomprogramm war nicht Gegenstand im Uno-Sicherheitsrat, und es gab keine Sanktionen, welche unsere Wirtschaft lähmten. Keine Frage, welches ich als den besseren Weg betrachte. Doch man muss sehen, dass der konfrontative Stil Achmadinedschads das Nu-

clearprogramm ungeachtet der hohen Kosten für das Land vorangetrieben hat. Je höher der Druck auf den Iran, desto entschlossener verfolgt dieser die nukleare Entwicklung.

Hört man Ihnen zu, scheinen Sie sich von den Hardlinern bloss in der Strategie zu unterscheiden.

Der Westen sollte sich mit der Tatsache abfinden, dass niemand im Iran auf Anreicherung verzichten wird. Egal, wer den Iran regiert, die Uran-Anreicherung ist eine rote Linie. Bereits für den Schah, der ein Alliiierter der USA war, war dies so. Egal, wer im Iran regiert, ein Monarch oder Kleriker, niemand wird dieses Recht aufgeben. Wenn der Westen diese Tatsache anerkennt, wird eine diplomatische Lösung möglich.

Mit anderen Worten: Der Westen soll mit seiner Forderung nach einem Stopp iranischer Uran-Anreicherung kapitulieren. Was erhält er dafür?

Maximale iranische Transparenz und Kooperation im Rahmen des Nichtverbreitungsvertrages.

Ausgenommen davon sind zum Beispiel Kontrollen in militärischen Sperrzonen. Wie soll die Weltgemeinschaft sicherstellen, dass der Iran in solchen Gebieten keine versteckten Uran-Anreicherungsanlagen zur Waffenproduktion unterhält?

Der Schlüssel liegt in einer Annäherung zwischen dem Iran und den USA. Das eigentliche Problem Teherans ist nicht das Atomprogramm, sondern die Beziehung dieser beiden Staaten, die 1979 offiziell abgebrochen wurde. Solange die bilateralen Beziehungen von Feindschaft, Drohungen und Misstrauen dominiert werden, wird es keine Lösung im Nuklearstreit geben. Der Iran und die USA sollten damit beginnen, ihre jeweiligen Beschwerdelisten in gegenseitigen Gesprächen abzarbeiten.

Wo würden Sie die Annäherung beginnen?

Dort, wo die beiden Ländern gemeinsame Interessen haben: bei einer Stabilisierung Afghanistans unter Ausschluss der Taliban und bei der Unterbindung des Drogenschmuggels in der Region.

Nächstes Jahr wird im Iran ein neuer Präsident gewählt. Kurz vor dem Urnengang läuft Ihr fünfjähriges Berufsverbot aus. In Teheran mutmasst man über Ihr politisches Comeback. Werden Sie zurückkehren?

Ich kann jederzeit zurückkehren. Rechtlich liegt nichts mehr gegen mich vor. Während meiner Zeit in Princeton habe ich jedoch die Freude an der akademischen Arbeit entdeckt. Der Spionage-Prozess gegen mich hat besonders bei meiner Familie Spuren hinterlassen. Diesen Unannehmlichkeiten möchte ich uns nicht noch einmal aussetzen.

Seyed Hossein Mousavian: The Iranian Nuclear Crisis: A Memoir. Carnegie Endowment for International Peace. 612 S.

Und plötzlich ist man Meister

Im Basketball oder bei einem grossen Tennisturnier gewinnt fast immer der Favorit. An Fussball-Europameisterschaften ist das anders, wie jetzt in Polen und der Ukraine wieder zu sehen ist. Da spielt der Zufall eine entscheidende Rolle. *Von Simon Kuper*

Bert van Marwijk ist ein reizbarer Mann. Am letzten Sonntag war der holländische Trainer extrem gereizt. In der drückenden Hitze von Charkiw hatte er ein dänisches Handspiel im Strafraum gesehen, aber der slowenische Schiedsrichter Damir Skomina hatte keinen Elfmeter gegeben, und am Ende hatte Holland 1:0 gegen das kleine Dänemark verloren. Bei der letzten Weltmeisterschaft war van Marwijks Team Zweiter geworden, nachdem der spanische Torhüter den spielentscheidenden Schuss von Arjen Robben nur knapp abgewehrt hatte.

Zwei Jahre hatte sich van Marwijk auf die Euro 2012 vorbereitet, und nun würde ihm irgendein dummer Schiedsrichter das Turnier vermessen. «Das war ein tausendprozentiger Elfmeter. Der Typ hat den Ball sogar zwei Mal berührt», grummelte van Marwijk. Oh, und da waren ja noch die achtundzwanzig vergebenen Torchancen der Holländer. Kurzum, van Marwijk fühlte sich als Opfer des Schicksals. Und stand damit sofort in der grossen Tradition der Europameisterschaften. In keinem anderen Fussballturnier, und kaum sonst im Sport, spielt der Zufall eine so entscheidende Rolle. Schiedsrichterfehler sind da nur der Anfang.

Seit dem Anpfiff prägen Zufälle die Euro 2012. Ich habe das Eröffnungsspiel Polen – Griechenland in der offiziellen Fan-Zone auf dem zentralen Platz von Charkiw gesehen. In der 44. Minute schickte der spanische Schiedsrichter Carlos Velasco Carballo den Griechen Sokratis Papastathopoulos wegen zweier kleiner Vergehen vom Feld. Anhand der Fernseh wiederholungen konnte man leicht Kritik üben, aber Schiedsrichter sind nie fehlerfrei. Das Spiel ist so schnell, die Spieler tricksen, und im Fussball, fast als einziger der grossen Ballsportarten, können sich Schiedsrichter nicht auf Videobilder stützen. Der Referee ist kein Richter, sondern Agent des Schicksals, wie der Deus ex Machina im antiken Theater.

Neben der roten Karte gab es unzählige Chancen, die meisten für Polen, und einen vergebenen Elfmeter der Griechen. Das Spiel hätte genauso gut 4:1 oder 1:2 enden können.

Fussball ist der Sport der Underdogs. Tore sind so selten und Schiedsrichterfehler so üblich, dass ein einziger Zufall das Spiel entscheiden kann. Im Basketball oder bei einem grossen Tennisturnier gewinnt fast immer der Favorit: Roger Federer mag einen Satz an einen Aussenseiter verlieren, aber nicht drei. Im Laufe einer langen Fussballsaison sind die Chancen für die Vereine in einer Liga tenden-

ziell ausgeglichen, und am Ende gewinnt der reichste Klub. Aber die Euro ist so kurz (der Sieger spielt nur sechs Mal), dass man fast schon von einer Zufallsauswahl sprechen kann. Ein Schiedsrichter irrt sich, der holländische Stürmer Robin van Persie hat einen schlechten Tag, und plötzlich ist man selbst Europameister.

Die Fehler der Buchmacher

Nehmen wir nur 1992. Dänemark gewann nur eines seiner drei Gruppenspiele (2:1 gegen Frankreich, dank eines Tors in der 78. Minute). Damit standen die Dänen im Halbfinale gegen die überlegenen Holländer. Dänemark gewann im Elfmeterschiessen, weil der grosse Marco van Basten verschoss. Im Finale hatten die Dänen einen guten Tag, und dank eines Weitschusses des Mittelfeldspielers John Jensen konnten sie Deutschland 2:0 bezwingen. Ein paar Zentimeter hier oder da, und ein anderer wäre Europameister geworden.

Und doch fällt es uns schwer, den Zufall zu akzeptieren. Wir Menschen suchen gern nach Mustern. Wer immer die Euro 2012 gewinnt, wird das rational erklären: hervorragender Trainer, Teamgeist und so weiter. Tatsächlich könnte der Zufall die beste Erklärung sein. Nassim Nicholas Taleb, Finanzinvestor und Autor des Buches «Der Schwarze Schwan», sagt, dass

wir ständig von Zufällen überrascht werden. Ein Neurochirurg würde sagen: Unser rationales Gehirn treibt unser emotionales Gehirn an, nach Mustern zu suchen, wo es keine gibt.

Selbst Buchmacher verfallen diesem Irrtum. Kurz vor dem Endspiel Griechenland – Portugal bei der Euro 2004 wunderte sich Graham Sharp vom Londoner Wettbüro William Hill: «Niemand hat auf Griechenland gesetzt. Wir haben einen Kunden, der bei einem Sieg Griechenlands 340 000 Pfund erhält, aber er ist offenbar der Einzige, der den Griechen einen Sieg zutraut.» Griechenland gewann das Endspiel, und Kapitän Theo Zagorakis schlug ungläubig die Hände vors Gesicht. Jeder, der vor dem Turnier ein Pfund auf Griechenland gesetzt gehabt hätte, hätte achtzig Pfund verdient.

In diesem Jahr haben die Buchmacher denselben Fehler gemacht. Wer vor dem Turnier ein Pfund auf Dänemark oder Griechenland gesetzt hat, bekommt hundert Pfund, wenn eine der Mannschaften das Endspiel am 1. Juli in Kiew gewinnt. Ein Investor mit einem Riecher für Zufälle kann hier genauso erfolgreich sein wie auf den Finanzmärkten.

Simon Kuper ist Journalist bei der *Financial Times* und Autor von «Warum England immer verliert. Und andere kuriose Fussballphänomene» (Edition Tiamat, Berlin).

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Agent des Schicksals: Schiedsrichter im Eröffnungsspiel Polen – Griechenland.

Die Schwestern der Muslimbrüder

In der Stichwahl um die ägyptische Präsidentschaft greift der Muslimbruder Mohammed Mursi am Wochenende nach der Macht. In einer spektakulären Wendung wurde seine Bewegung zur wichtigsten politischen Kraft am Nil. Die weiblichen Mitglieder werden immer bedeutender. *Von Matteo Fagotto*

«Mitten in der Nacht, so gegen zwei, kamen die Polizisten in unser Haus gestürmt, um nach meinem Vater zu suchen.» Asmaa Anwer, die mir in einem angesagten Kairoer Café gegenüber sitzt, berichtet ruhig über das Erlebnis, das sie jahrelang verfolgt hat. «Sie haben ihn verhaftet und mitgenommen. Ich erinnere mich nur noch an das Chaos, nachdem die Polizisten verschwunden waren. Man konnte kaum etwas sehen.» Anwer, inzwischen eine 28-jährige Journalistin, war damals (1995) noch Schülerin. Ihr Vater wurde wegen Mitgliedschaft in der Muslimbruderschaft zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Anwer ging zwar nicht zur Gerichtsverhandlung («Mein Vater hat es mir nicht erlaubt, er wollte nicht, dass ich ihn in so einer Situation sehe»), doch die Verhaftung ihres Vaters hat ihr Leben stark beeinflusst. Sie begann, immer öfter zu den Treffen der Bewegung zu gehen, und wurde

schliesslich als Mitglied aufgenommen. Heute ist sie eine von Millionen junger Ägypterinnen, die zum Frauenflügel der Muslimbruderschaft gehören. Wie viele Gesinnungsgenossinnen beteiligte sie sich an der Revolution, erlebte die Zusammenstöße mit der Polizei und verbrachte Nächte auf dem Tahrir-Platz. Nun will sie die Früchte ihres Einsatzes ernten – für sich, für ihre Familie und für ihre Organisation.

Die Muslimbrüder – jahrzehntelang als dubiose Bewegung hingestellt, die die Macht im Staat erobern und eine strikte Form der Scharia einführen will – haben im letzten Jahr einen der spektakulärsten Wendepunkte in der Geschichte Ägyptens erlebt. Nach Jahren von Unterdrückung und Verfolgung ist die Organisation nunmehr die wichtigste politische Kraft im Land. Sie hat bei den ersten postrevolutionären Parlamentswahlen eine klare Mehrheit errungen und wird wohl auch bei

den gegenwärtigen Präsidentschaftswahlen den Sieg davontragen. Aber wenn die Wahlerfolge relativ leicht waren, so droht der Bewegung nun ein potenziell gefährlicher interner Machtkampf zwischen der alten Führung und der jungen Generation, die nach ihrer Beteiligung beim Sturz Mubaraks mehr Mitsprache in der Organisation anstrebt.

«Es war immer etwas los»

Der Wind des Wandels hat auch die weiblichen Mitglieder erfasst. Während es ihnen früher aus Sicherheitserwägungen nicht möglich war, in der Öffentlichkeit hervorzutreten, sind viele nun der Ansicht, dass es an der Zeit sei, ein neues Kapitel aufzuschlagen. «Unser Gründer, Hassan al-Banna, hat oft davon gesprochen, wie wichtig die Rolle der Frauen innerhalb der Bruderschaft ist. Leider teilen unsere Führer diese Auffassung nicht, aber das



«Eine neue Freiheit»: junge Ägypterinnen des Frauenflügels der Muslimbruderschaft.

wird sich jetzt ändern», sagt die 33-jährige Hausfrau Rehab Hassan Gawda. «Die Geschichte zeigt, dass wir schon immer eine wichtige Rolle in der Bruderschaft gespielt haben», sagt die 35-jährige Awatef Saad. «Wir wollen an den Entscheidungen beteiligt sein. Bislang ist es uns nicht möglich, in hohe Positionen aufzusteigen.» Awatef kam 1994 zur Bruderschaft als junge Studentin, an deren Universität regelmässig antiisraelische Protestkundgebungen stattfanden. «Jeden Tag gab es Versammlungen und Demonstrationen, es war immer etwas los. Ich kam in Kontakt mit vielen jungen und interessanten Leuten aus der Bruderschaft, das gab meinem Leben neue Impulse», sagt sie. «Mir gefällt an der Bewegung, dass sie so viele Aspekte des Lebens abdeckt: Religion, Alltagsfragen, Soziales, Gesundheit und Sport.»

Die Revolution erweist sich als zweischneidiges Schwert für eine Organisation, die jahrzehntelang im Untergrund war. Zwar konnte die ägyptische Gesellschaft die Muslimbruderschaft nun kennenlernen und sehen, dass sie kein Hort islamistischer Fanatiker ist, wie vom Mubarak-Regime gern behauptet, andererseits muss sich die Bewegung mit neuen Ideen und Erfahrungen auseinandersetzen. «Auf dem Tahrir-Platz wusste man nie, wer wo stand. Wir hatten alle dasselbe Ziel», sagt Anwer. Jetzt verlangen die jungen Leute radikale Veränderungen – nicht nur hinsichtlich der Rolle der Frauen in der Organisation, sondern auch bei der Wahl der Führung und im Verhältnis zwischen der Bruderschaft und ihrem politischen Flügel, der Freiheits- und Gerechtigkeitspartei (FJP).

Ende März 2011 organisierten 700 junge Muslimbrüder und -schwestern eine Versammlung, auf der mehr innere Demokratie und ein kompletter Austausch der Führungsriege durch jüngere Repräsentanten gefordert wurde. Die nicht genehmigte Versammlung sorgte für Unmut im Schura-Rat, dem wichtigsten politischen Gremium der Muslimbrüder, und bei vielen älteren Mitgliedern. «Ich hatte Schwierigkeiten mit den Freunden meines Vaters», sagt Anwer, eine der Organisatorinnen. «Sie sagten, mein Vater sei nicht einverstanden mit meiner Einstellung, aber ich fühle mich nicht schuldig. Wenn die Alten eine Konferenz organisieren, warum dann nicht auch wir Jungen?»

Nach Angaben vieler Mitglieder hat die Führung in den letzten Monaten Gespräche mit Vertretern von Frauen und jungen Mitgliedern geführt und zugesagt, sie stärker in die Entscheidungsprozesse einzubeziehen. Allerdings stossen viele Forderungen (wie etwa Transparenz in Finanzdingen, demokratische Wahl des Schura-Rats und eine feste Quote für Frauen und junge Leute in den Leitungsgremien) auf Bedenken. «Wir sind der Auffassung, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt ist, über diese Dinge zu diskutieren», sagt Essam al-Erian, der Sprecher der Muslimbrüder. Auf-

grund des Charakters der Bewegung, die partiell noch immer eine klandestine Organisation ist, kann ein Erfolg der Reformen keineswegs als sicher gelten. «In der Bruderschaft werden manche Entscheidungen öffentlich verkündet, andere werden beschlossen, ohne dass die einfachen Mitglieder davon erfahren», sagte mir ein politischer Beobachter, der seinen Namen nicht nennen wollte, weil er das Angebot, der Organisation beizutreten, abgelehnt hatte. «Einerseits tritt die Organisation beispielsweise öffentlich dafür ein, dass Christen in die FJP aufgenommen werden, aber intern wird betont, dass sie kaum Spitzenpositionen erlangen können.» Dass bestimmte Entscheidungen der Bruderschaft nicht offiziell verkündet werden, sorgt für Verunsicherung in der Öffentlichkeit. Manche Leute glauben, dass das tatsächliche Programm von Partei und Organisation sich als radikaler herausstellen könnte als jenes, mit dem die Bewegung bislang in Erscheinung getreten ist.

Die Mitglieder können zwar in internen Wahlen ihre Repräsentanten wählen, aber nur für die nächsthöhere Ebene. Da es zwischen Basis und Führung sechs Ebenen gibt (Haus, Strasse, Viertel, Stadt, Distrikt, Provinz), bedeutet die «indirekte Demokratie» der Bewegung, dass die einfachen Mitglieder keine

«Die Stärke der Bewegung sind die persönlichen Beziehungen.»

Möglichkeit haben, Einfluss auf die Entscheidungen des Schura-Rats zu nehmen.

Diese Struktur, die den Bedingungen der damaligen Zeit entsprach, passt nicht mehr in die veränderte politische Landschaft. Ägypten ist demokratisch, und manche junge Leute in der Organisation werden sich anderswo nach Chancen und Wirkungsmöglichkeiten umsehen, wenn man ihren Forderungen nicht entgegenkommt. Sie wollen der Bewegung weiterhin angehören, sich aber von anderen Leuten politisch vertreten lassen. «Auszutreten ist nicht so leicht, weil sie nach jahrelanger Zugehörigkeit Teil des eigenen Lebens geworden ist. Meine Kinder sind mit den Kindern anderer Mitglieder aufgewachsen», sagt der 28-jährige Mohammed Osman, ein reformorientierter Muslimbruder. «Das ist die grosse Stärke der Bewegung: nicht ihre religiösen oder politischen Vorstellungen, sondern die darin geknüpften persönlichen Beziehungen.»

Tatsächlich ist das soziale Engagement der Organisation genauso wichtig wie der religiöse Aspekt. Viele, wie der 15-jährige Anass Gamal Mustafa, traten schon als Kinder der Organisation bei. Er wurde von seinem Vater eingeführt, nahm teil an den Ausflügen zu den Pyramiden und in die Wüste. «Die Älteren brachten uns bei, wie man sich nachts in der

Wüste anhand der Sterne orientiert», erzählt er. «Es war fantastisch. Wenn ich älter bin, möchte ich Astronomie studieren.» Jetzt geht er zweimal die Woche zu den Versammlungen der Muslimbrüder, fegt die Strasse in seinem Dorf und sammelt bei den Nachbarn Geld für die wohltätigen Stiftungen und Einrichtungen, die der Bruderschaft nahestehen. Durch Sozialfürsorge hat man die Menschen gewinnen können. Es gibt Institutionen, die für arme Leute Sozialwohnungen bauen und Hochzeiten ausrichten, unabhängig von ihren religiösen oder politischen Einstellungen.

Der Prophet und das Training

Daneben betreibt die Bruderschaft zwölf Spitäler, in denen Bedürftige kostenlos behandelt werden, sowie zahllose Sozialeinrichtungen. Sogar um die fussballbegeisterte Jugend kümmert man sich. Einmal pro Woche treffen sich die Jungen zum Training auf dem kleinen Sportplatz eines Armeestützpunkts im Kairoer Viertel al-Talaaea. Ein junger Muslimbruder ruft die Jungen zusammen, spricht mit ihnen. «Ich möchte, dass ihr über die Predigt nachdenkt, die wir gestern Abend gehört haben», sagt er. «Unser Leben ist ungewiss, jeder von uns kann morgen abberufen werden. Deshalb ist es wichtig, den Lehren des Propheten zu folgen.» Nun erst kann das Training beginnen. Bildung und Jugendarbeit ist ein weiteres Feld, auf dem die Muslimbrüder aktiv sind. Jungen und Mädchen werden in Gruppen zusammengefasst und von einem älteren Bruder oder einer Schwester betreut, deren Aufgabe es ist, sich zweimal wöchentlich mit ihnen zu treffen, um den Koran zu lesen oder ihnen bei Alltagsproblemen zu helfen. «Acht Jahre mache ich das jetzt. Das ist eine wunderbare Aufgabe, eine grosse Erfüllung», sagt die 30-jährige Marwa Mohsen, die zwei Mädchengruppen im Alter zwischen 13 und 18 Jahren betreut. «Ich muss ständig dazulernen und werde mit immer neuen Fragen konfrontiert.»

Die älteren Brüder und Schwestern, die wichtigste Verbindung zwischen der Organisation und den nachwachsenden Generationen, dürften die Entwicklung unter den jungen Leuten am ehesten verstehen und darüber nachdenken können, wie sie die Zukunft der Bewegung gestalten. «Keine Sorge, die Muslimbruderschaft wird sich verändern, ohne dass es zu einem Bruch zwischen Alt und Jung oder zwischen Männern und Frauen kommt», erklärt Mohsen selbstbewusst. «Früher konnten wir nicht offen auf die Leute zugehen, aber heute haben wir diese Möglichkeit, und darauf müssen wir uns konzentrieren. Die Bruderschaft wird sich verändern, aber nicht wegen der Revolution, sondern weil wir eine neue Freiheit errungen haben.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Schwer zu zähmen

Die deutsche Publizistin und Schriftstellerin Barbara Sichtermann hat ihr Leben lang über Frauen, Männer, Kinder und Beziehungen geschrieben. Ihr neuestes Buch beschäftigt sich mit dem weiblichen Triebleben. *Von Barbara Lukesch*



Vielfältige Erlebnisse, Wünsche und Überlegungen.

Barbara Sichtermann ist die Frau, die vor rund dreissig Jahren das Leben von Hunderttausenden von Müttern auf ein neues Fundament stellte. In ihren beiden Bestsellern «Leben mit einem Neugeborenen» und «Vorsicht Kind» gelang ihr das Kunststück, Frauen aus den Fesseln eines tyrannischen Mutterideals zu befreien und sie gleichzeitig für die sinnliche Lust am Kontakt mit ihren Babys zu sensibilisieren.

Die Bücher werden regelmässig neu aufgelegt, da ihre Botschaft offenbar immer noch vielen Frauen aus dem Herzen spricht. Gleichzeitig publizierte Sichtermann damals eine Textsammlung, die sie schlicht «Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten» taufte. In diesen Essays befasste sie sich mit Fragen der erotischen Spannung zwischen den Geschlechtern, und das zu einer Zeit, da die Frauenbewegung die männliche Sexualität auf den Index gesetzt hatte: «Ausbeuterisch, unterdrückend, egois-

tisch», lautete das Verdikt. Radikale Stimmen propagierten die lesbische Liebe für alle. Sichtermann war selber stark von der Studenten- und Frauenbewegung geprägt. Trotzdem war es ihr ein besonderes Anliegen, «das Glück der erotischen und sexuellen Anziehung nicht dem Kampf mit den Männern um mehr Rechte zu opfern». Der Idee, dass Frauen nur noch Frauen lieben sollten, konnte sie nichts abgewinnen: «Die Libido der allermeisten Frauen ist auf Männer bezogen», sagt sie nüchtern. Auch «Weiblichkeit» wurde zum Bestseller.

Jetzt, mit knapp siebzig, meldet sie sich zum Thema weibliche Sexualität zurück. Vor wenigen Wochen erschien ihr neuestes Buch, «Was Frauen Sex bedeutet». Grund genug, die Publizistin und Schriftstellerin in Berlin zu besuchen. Sichtermann ist eine zierliche Frau, die ihren Gast fast scheu begrüsst und sich dafür entschuldigt, dass man in einem Zimmer Platz

nimmt, das im eher dunklen Teil der Wohnung liegt, der – typisch für Berliner Altbauwohnungen – auf den Innenhof ausgerichtet ist. Ihre Schüchternheit löst sich augenblicklich in Luft auf, als das Interview beginnt. Sie ist zweifellos eine Frau des Wortes. Sie spricht gern von ihrem jüngsten Werk, von dem sie im Verlauf des Gesprächs sagen wird, dass sie ein sehr intimes Verhältnis zu ihm habe: «Es liegt mir am Herzen.»

Eiskalt und berechnend

Das Buch versammelt Episoden aus der Sexualbiografie von sieben Frauen im Alter von Mitte zwanzig bis Mitte fünfzig, die ihre Geschichten im fiktiven Rahmen einer wissenschaftlichen Befragung preisgeben. Die Geschichten, sagt Sichtermann, seien authentisch. Die einen habe sie selber erlebt, andere seien ihr von Freundinnen oder Bekannten erzählt worden, dritte habe sie im Verlauf der

Jahre gelesen. Entstanden ist ein fiktionales Sachbuch, analog den Doku-Soaps im Fernsehen, die die langjährige TV-Kritikerin der *Zeit* à fond kennt. Sie habe diese Form bewusst gewählt, da sie es sich nicht zugetraut habe, das Thema Sexualität in klassischen Interviews mit identifizierbaren Frauen zu ergründen.

Mehr als hundert Interviews, glaubt sie, wären nötig gewesen, um auf sieben spannende, aussagekräftige Geschichten zu stossen. Die brauchte sie, um eine Idee umzusetzen, die ihr bei der Lektüre von Giovanni Boccaccios «Il Decamerone» in den Sinn gekommen war. In der Novellensammlung aus dem 14. Jahrhundert vertreiben sich zehn Menschen auf einem Landgut ausserhalb des von der Pest heimgesuchten Florenz ihre Zeit, indem sie einander Geschichten erzählen, darunter viele deftig und erotisch. Die lebensbedrohliche Ausnahmesituation löst ihnen die Zunge. Sichtermann kreierte analog dazu das zeitgemässere Szenario einer wissenschaftlichen Befragung, das die Frauen ungeniert reden und ins Detail gehen lässt – sie tun es ja im Dienste der Wissenschaft.

Die Autorin beschränkte sich auf die Erzählungen von Frauen, weil sie das weitverbreitete Vergleichen der männlichen mit der weiblichen Sexualität für unergiebig hält: «Es führt in eine Sackgasse, wenn man sich, geleitet von dem Wunsch nach Ordnung und klaren Kategorien, auf die altgedienten Klischees von den draufgängerischen Männern und den sanftmütigen Frauen beschränkt.» So entstünden letztlich Denkverbote, die die Vielfalt insbesondere der weiblichen Sexualität torpedierten.

An vielfältigen Erlebnissen, Wünschen und Überlegungen zu weiblicher Sexualität mangelt es dem neuen Sichtermann-Buch wahrlich nicht. Nach der Lektüre reibt man sich die Augen und staunt: Frauen treiben es ganz schön bunt. Da erzählt die fünfzigjährige Leonie, dass es einst ein Sechzehnjähriger war, streng genommen also ein Kind, der in der erwachsenen Frau Lust und sexuelles Feuer entfachte – und sie schwängerte. Die Frucht dieser unkeuschen Liebe jubelte sie ihrem Ehemann unter, eiskalt und berechnend. Heute empfindet sie ihren Trieb nur noch als «grossen Unruhestifter», der sich – leider – nur schwer zähmen lasse.

Die 36-jährige Sekretärin Esther erlebt immer wieder Phasen grossen sexuellen Interesses, die sie mit den Brunftzeiten der Tiere vergleicht. Die gesellschaftliche Omnipräsenz alles Geschlechtlichen, verbunden mit dem Zwang zum ewigen Vergnügen, erlebt sie dagegen als fad und belastend. Als prägend bezeichnet sie eine Erfahrung, die sie als 21-Jährige machte. An einem lauen Sommertag trieb sie es an einem Ausflugssee mit drei Arbeitskollegen, nacheinander zwar, aber jeweils in Gegenwart aller Beteiligten, was den Reiz erheblich steigerte.

Die 47-jährige Loreley, eine ehemalige Prostituierte, ist mit einem sehr viel älteren Mann verheiratet, der seine Potenz aufgrund einer Operation einbüsste. Damit kann sie gut leben, zielt ihre Lust doch in Wahrheit auf andere Frauen, die sie sich in Berliner Lesbenklubs sucht. Ihr Mann weiss davon nichts. Leer schlucken muss man, wenn die 53-jährige Vertriebsmanagerin Donata berichtet, dass sie als Siebzehnjährige bei einer Vergewaltigung durch den Freund ihrer Mutter einen Orgasmus bekam.

Erotisches Glück in der Unterwelt

Spätestens jetzt fragt man sich, was Barbara Sichtermann mit dem Sprengen (fast) aller Grenzen und Normen bezweckt, warum sie im Grunde nur Geschichten aus den Sperrbezirken des menschlichen Beziehungslebens erzählt. Sie lacht zunächst. Als sie Donatas Vergewaltigungserfahrung aufschrieb, habe sie tatsächlich auch gezögert und sich überlegt, was wohl Alice Schwarzer, die «Emma»-Herausgeberin, für die sie regelmässig arbeitet, dazu sagen werde. Letztlich habe sie sich für die Realität entschieden: «Genau dieses Erlebnis hat mir eine Freundin detailliert und sehr glaubwürdig geschildert.» Frauen hätten eben auch diese Seite, die Donata mit dem Satz zum Ausdruck bringt: «Auch ich bin ein wildes Tier.»

Auch die anderen Geschichten präsentiere sie, weil sie den Titel ihres Buches ihrer Meinung nach am besten einzulösen vermögen: Sie illustrieren, was Frauen im 21. Jahrhundert Sex bedeutet. Gemeinsam sei allen, dass sie ihr sexuelles Glück in einer Parallel- oder Unterwelt finden, sozusagen im Keller der menschlichen Existenz, wo es dunkel und geheimnis-

«Frauen trennen Sexualität und Liebe stärker denn je.»

voll ist. Die ganz grosse Lust sei für Frauen offensichtlich an den Tabubruch geknüpft. Erst in einer Art Doppelleben machten sie Erfahrungen, die ihnen den Kern ihrer je individuellen, einzigartigen Sexualität offenbarten.

Die beglückende Sexualität mit einem netten Ehemann gebe es schon, diese freundliche Hintergrundmusik einer intakten Beziehung. Sie lächelt milde. Aber sie habe für ihr Buch die Wendepunkte im Sexuellen ihrer Protagonistinnen gebraucht, die zeigten, was Sex im Guten wie im Schlechten alles auslösen kann: Frauen wachsen über sich hinaus, fühlen sich bedroht, werden umgetrieben von Sehnsucht oder empfinden sich als besseren Menschen, wenn sie befriedigt das Lager ihres Geliebten verlassen.

Diese sieben Geschichten seien zwar nicht repräsentativ, belegten aber, dass sich Frauen heutzutage neue Freiheiten herausnehmen.

Freiheiten, und für einmal drängt sich der Vergleich doch auf, deren sich Männer dank ihrer beruflichen, sozialen und materiellen Unabhängigkeit schon immer bedient hätten, indem sie Geliebte hatten oder Prostituierte aufsuchten. Nun holen die Frauen, ausgerüstet mit eigenen Ressourcen, aber auch sicheren Verhütungsmitteln, auf. Die Zeit, in der das Auffliegen eines Seitensprungs sie an den Rand der bürgerlichen Existenz brachte, sei vorbei: «Frauen», konstatiert Sichtermann, «trennen Sexualität und Liebe stärker denn je. Der Anspruch, alle Lebensbereiche sozusagen unter einem Dach integrieren zu müssen, verblasst. Auch das weibliche Geschlecht zieht in die Welt hinaus.»

Ein solches Verhalten berge natürlich Risiken. Eine Frau, die ein Doppelleben führe, lebe mit mehr Stress, Spannung und der Gefahr, dass sie scheitern könne und das gutsortierte Leben mit Mann und Kindern einbüsse. Dafür schöpfe sie aber auch ihre Möglichkeiten besser aus.

«Das ist unser Los»

Bleibt am Ende die Frage, ob diese Errungenschaften den älteren und alten Frauen verwehrt sind. Schliesslich fehlt in Sichtermanns Buch die Stimme der Sechzig- oder gar Siebzighjährigen. Das sei reiner Zufall, sagt sie. Vielleicht ist es ja aber auch Ausdruck davon, dass unsere Gesellschaft der Frau mit dem Ende der Gebärfähigkeit gern auch die Sexualität abspricht. Das lässt sie nicht auf sich sitzen. Temperamentvoll und mit deutlichen Worten verwahrt sie sich gegen die Idee, dass alte Männer per se und immer noch um ihres Körpers willen begehrt würden: «Das ist Bullshit. Dabei geht es in erster Linie um männliche Macht und finanzielle Ressourcen, die sich Frauen früher nur auf diesem Weg sichern konnten.» Sie finde es schrecklich, wenn aussererotische Kategorien wie Geld und ein schicker Wagen den Ausschlag geben würden: «Das kann ja nichts werden im Bett», lacht sie.

Mit dem Altwerden, dem körperlichen Verfall, aber auch dem Schrumpfen des sexuellen Interesses mag sie nicht hadern: «Das wussten wir doch schon immer, dass das unser Los ist.» Abgesehen davon gebe es so etwas wie einen «erotischen Esprit», der viel mit Geist und der Fähigkeit des Spielens, Täuschens, Lockens, Anziehens und Abstossens zu tun habe: «Wer den im Laufe seines Lebens eingeübt hat, verliert ihn auch im Alter nicht und bleibt sowohl für die eigene Generation wie für jüngere sexuell attraktiv.»



Die Schriftstellerin und Publizistin Barbara Sichtermann gilt als eine der Intellektuellen der 68er-Generation. Aktuelles Buch: Was Frauen Sex bedeutet. Brandes & Apsel, Frankfurt a. M.

«Man muss immer in der Arena bleiben»

Er ist eine Filmlegende, war Spitzenschwimmer und Frauenheld. Der Italiener Carlo Pedersoli, besser bekannt als Bud Spencer, über die Philosophie des Essens, das Geheimnis ewiger Liebe und die Frage, was einen echten Mann ausmacht. Von Claas Relotius

Wie ein bärtiger Koloss thront Bud Spencer, bürgerlich Carlo Pedersoli, hinter seinem Schreibtisch. In seinem Büro am Ufer des Tiber empfängt der 82-jährige Besucher mit grossväterlichem Charme und der erhabenen Grandezza eines Mafia-Paten: Er verteilt Lutschbonbons und Zigaretten, bevor er seine imposanten Hände über dem Bauch zusammenlegt, um mit tiefer Stimme von seinem Leben als Filmlegende und Frauenheld zu erzählen. Als er auf seine Frau Maria Amato zu sprechen kommt, wird Spencer melancholisch. Er legt eine Schallplatte mit neapolitanischen Liebesliedern auf – und singt gedankenversunken mit.

Signor Spencer, wann haben Sie das letzte Mal geweint?

Lassen Sie mich überlegen: Das muss vor einer Woche gewesen sein, als in den Nachrichten Bilder aus meiner Heimatstadt Neapel gezeigt wurden, die mehr und mehr von der Mafia, der Camorra, regiert wird. Man sah riesige Müllberge in den Strassen und dazwischen aufrechte Menschen, die der Verzweiflung nahe waren. Das hat mich so erschüttert, dass ich geweint habe. Aber warum wollen Sie das wissen?

In Ihrer Autobiografie «In achtzig Jahren um die Welt» schreiben Sie, dass zu einem echten Mann auch jede Menge Tränen gehören.

Wer weint, der lernt sich selbst kennen. Und nur wer sich selbst kennt, der ist auch ein richtiger Mann.

Warum?

Als ich 27 war, hielt ich mich für den König der Welt. Ich war ein berühmter Sportler, hatte damals noch eine sehr athletische Figur, und die Frauen standen Schlange. Aber ich wusste nicht, wer genau ich eigentlich war. Also beschloss ich damals, für eine Zeitlang nach Südamerika auszuwandern. In ein fremdes Land, wo ich ganz auf mich allein gestellt war. Als ich dann dort, von Moskitos umgeben, in meiner Hängematte lag, habe ich einen Monat lang jede Nacht geheult, weil ich Heimweh hatte. Dieses Gefühl hatte ich vorher nicht gekannt, aber es hat mir geholfen, mich selbst zu finden.

Wer Sie aus Ihren Filmen kennt, kann Sie sich schwerlich mit Heimweh und beim Weinen vorstellen.

Es stimmt aber. Die Leute mögen vielleicht denken, dass ich auch privat der dumpfe Brummbär bin, den nichts aus der Ruhe bringt und der seine Probleme notfalls mit Fäusten löst. Aber glauben Sie mir: Der echte Bud ist ganz anders als der Bud auf der Leinwand.

Ihr Freund Terence Hill sagt, Sie seien in Wahrheit ein sensibler Feingeist. Stimmt das?

Auch wenn ich nicht danach aussehe: Sensibel bin ich. Aber ein Feingeist? Wenn Terence in Rom ist, kommt er noch heute regelmässig auf einen Teller Spaghetti vorbei, und dann plaudern wir ein wenig. Dabei müsste ihm eigentlich aufgefallen sein, dass ich für einen Intellektuellen viel zu langsam denke.

Sie singen, komponieren, schreiben Drehbücher und neuerdings sogar Gedichte...

Ja, und auch die Philosophie reizt mich sehr. Heideggers Ontologie, die Frage, was der Sinn unseres Seins ist, lässt mich nicht los.

«Heideggers Ontologie, die Frage, was der Sinn unseres Seins ist, lässt mich nicht los.»

Wie kommt es, dass Sie sich damit beschäftigen?

Das war nicht immer so. Eigentlich habe ich mir nie grosse Gedanken über das Leben gemacht, sondern immer eher wie ein Kind in den Tag hinein gelebt. Erst als ich in den Siebzigern erfuhr, dass ich an einem Tumor erkrankt war, habe ich angefangen, über dieses kleine, aber gleichzeitig so wahnsinnig grosse Sein des Menschen nachzudenken.

Hatten Sie damals Angst vor dem Tod?

Es wäre gelogen, wenn ich sagen würde, ich hätte keine Angst gehabt. Aber es war auch nicht so, dass ich während dieser Zeit schlaflose Nächte gehabt hätte. Ich war immer Fatalist und hatte schon immer diese angeborene «Scheiss drauf!»-Haltung. Dennoch habe ich damals angefangen, mir Gedanken zu machen, die ein wenig über den Speiseplan für das nächste Abendessen hinausgehen.

Immerhin die Leidenschaft fürs Essen dürfen Sie mit Ihrer Filmfigur teilen.

Ja, wobei ich in den Filmen ja nur am Schaukeln und Schmatzen bin. Im wahren Leben

esse ich weder aus der Pfanne noch ausschliesslich Bohnen. Die besten Spätzle der Welt hatte ich in der Schweiz, die besten Pfannkuchen meines Lebens in Deutschland, aber nichts geht über die gute alte neapolitanische Pasta. Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, dass ich ein wenig zu Übergewicht neige. Jeder Mensch muss essen, um zu überleben. Aber für mich ist es ein unverzichtbarer, fast existenzieller Genuss. Essen ist Teil meiner Lebensphilosophie.

Das müssen Sie erklären.

Der berühmte Satz «Ich denke, also bin ich» stammt von dem französischen Rationalisten René Descartes. Bei mir würde die Formel eher lauten: «Ich esse, also bin ich.» Und ich habe übrigens in absehbarer Zeit nicht vor, mit dem Essen aufzuhören.

Es gibt diese legendäre Filmszene, in der Sie gemeinsam mit Terence Hill, als reiche Texaner verkleidet, ein Fressgelage in einem französischen Nobelrestaurant veranstalten.

Die Szene stammt aus dem Film «Vier Fäuste für ein Halleluja» und war so eigentlich gar nicht im Drehbuch vorgesehen. Aber als die Filmcrew sah, wie Terence und ich während einer Drehpause eines unserer berühmten Burger-Wettessen veranstalteten, wurde beschlossen, etwas Ähnliches im Film zu zeigen. Übrigens war das Essen in diesem Fall so gut, dass auch das «Schnitt!» des Regisseurs nichts half – wir haben tatsächlich alles aufgegessen.

Wundern Sie sich manchmal, dass Menschen auf der ganzen Welt Sie noch heute für solche Auftritte lieben?

Das muss damit zusammenhängen, dass wir uns eigentlich alle danach sehnen, wieder Kinder sein und aus der Rolle fallen zu dürfen. Wer würde nicht gerne mal seinem Chef eine Backpfeife verpassen, wenn dieser einen drangsaliert? Bud Spencer weckt Sympathien, weil er genau diesen universellen Wunsch verkörpert. Und die Leute mögen ihn, weil sie in ihm keinen unerreichbaren Star sehen, sondern eher einen grossen, sehr gewöhnlichen, aber gutherzigen Freund. Obwohl er nicht immer alles auf Anhieb versteht, ist er kinderlieb, respektvoll im Umgang mit Frauen, und er verteidigt die Schwachen. Und wenn jemand ihm mal dumm kommt, verpasst er ihm einfach einen Faustschlag. Aber ohne ihn umzubringen! >>>



«Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, dass ich ein wenig zu Übergewicht neige?»: Filmheld Bud Spencer, 82.



«König der Welt»: Spitzenschwimmer Pedersoli, 1950.

Nirgendwo sind Ihre Filme besser angekommen als in Deutschland und in der Schweiz, wo sie noch heute regelmässig im Fernsehen laufen. Können Sie sich erklären, woran das liegt?

Bevor ich das erste Mal in diesen Ländern war, habe ich mich genau das auch gefragt. Ich habe gedacht: Gibt es dort vielleicht so viele Raufbolde, dass sich die Menschen dort besonders gut mit mir identifizieren können? Aber dann habe ich die Leute und ihre Mentalität kennengelernt und bin zu dem Schluss gekommen, dass es genau umgekehrt sein muss. Meine Filme sind bei den Deutschen und den Schweizern so beliebt, gerade weil Bud Spencer ganz anders ist als sie. Er ist stinkfaul, sie sind fleissig. Er hat keine Manieren, sie sind höflich, diszipliniert und legen Wert auf Ordnung. Wahrscheinlich ist Bud Spencer für sie eine Art Katharsis, ein befreiender Gegenpol.

Nachdem Sie Ihre Karriere als Profischwimmer mit Mitte zwanzig beendet hatten, hielten Sie sich lange mit Gelegenheitsjobs als Mechaniker über Wasser. Waren die Schauspielerei und die Rolle des Bud Spencer auch für Sie selbst eine Befreiung?

Ich hatte es nie darauf abgesehen, Schauspieler zu werden. Obwohl mein Schwiegervater der berühmte Giuseppe «Pepino» Amato war...

...der unter anderem Fellinis «La dolce vita» auf die Leinwand brachte und einer der bedeutendsten Filmproduzenten Italiens gewesen ist.

Exakt. Aber ich wäre nie darauf gekommen, in seinen Filmen mitzuspielen oder

ihn gar um eine Rolle zu bitten. Meine Begeisterung für das Kino war zu dieser Zeit ungefähr so gross wie meine Begeisterung für Diäten – also gleich null. Ausserdem: Handwerksarbeit machte mir Spass. Ich konnte mir gut vorstellen, das mein Leben lang zu machen.

Wie sind Sie dann doch zum Film gekommen?

Durch puren Zufall. Für den Spaghetti-Western «Gott vergibt... Django nie!» wurde in den sechziger Jahren ein schwergewichtiger Bösewicht gesucht, aber in ganz Italien gab es damals keinen Schauspieler mit meiner Statur. Deshalb klingelte eines Tages das Telefon, und die Produzenten fragten mich, ob ich in ihrem Film mitspielen wolle. Alles,

«Ich war dick und hatte jede Menge Schulden, also sagte ich mir: «Okay, warum nicht?»»

was ich dafür tun müsste, wäre reiten lernen und mir einen Bart wachsen lassen. Ich war dick und hatte jede Menge Schulden, also sagte ich mir: «Okay, warum nicht?»

Der Film wurde ein Erfolg, und es folgten bis heute mehr als sechzig weitere Streifen, in denen Sie die Hauptrolle spielten. Die meisten davon waren auf Englisch. Sie selbst aber haben nie wirklich Englisch gelernt. Wie passt das zusammen?

Die meisten meiner Filme waren Spaghetti-Western. Und wie viele Vokabeln muss ein dicker, durch die Wüste reitender Cowboy denn schon können? Manchmal habe ich nur den Anfang und das Ende eines Satzes betont und ansonsten in mich hineingenu-

Bud Spencer

Bud Spencer wurde 1929 in Neapel als Carlo Pedersoli geboren. 1940 flüchtete die Familie nach Rom, wo er zwei Schulklassen übersprang, als Siebzehnjähriger ein Chemiestudium begann und später nach nur sechs Semestern als Jurist promovierte. 1949 wurde Pedersoli italienischer Meister über hundert Meter Freistil und begegnete im Schwimmverein Lazio Rom erstmals seinem späteren Freund und Filmpartner Terence Hill. Pedersoli verteidigte seinen Titel sieben Jahre in Folge und nahm 1952 sowie 1956 an den Olympischen Spielen teil. 1951 spielte er als Statist im Monumentalfilm «Quo vadis?». 1967 gelang ihm mit Terence Hill der Durchbruch in Giuseppe Colizzis Italowestern «Gott vergibt... Django nie!». Nach weiteren erfolgreichen Kinofilmen wie «Die rechte und die linke Hand des Teufels» und «Vier Fäuste für ein Halleluja» legte sich Pedersoli den international tauglichen Künstlernamen Bud Spencer zu, der aus seinem Lieblingsbier (Budweiser) und seinem Liebblingsschauspieler (Spencer Tracy) zusammengesetzt ist. Der mehrfache Vater und Grossvater Pedersoli lebt in Rom und arbeitet an seinem dritten Gesangsalbum. (cr)

schelt. Oder ich habe bestimmte Passagen einfach ganz auswendig gelernt, ohne genau zu wissen, was sie bedeuten.

Hat es Sie nie gereizt, ernsthaftere Rollen zu spielen?

Mir wurden auch die Rollen des Falstaff und des Gulliver angeboten. Von meiner Figur her war ich wahrscheinlich für Letzteren besonders prädestiniert. Aber ein Ausflug in die Hochkultur hätte nicht zu mir und vor allem nicht zu Bud Spencer gepasst.

Auch ein Angebot von Fellini für eine Rolle im Film «Satyricon» sollen Sie ausgeschlagen haben.

Aus purem Anstand! Das ging einfach weit über meine Möglichkeiten hinaus. Ich hatte nie eine echte Schauspielausbildung genossen. Meine mimischen Mittel waren, vorsichtig gesagt, begrenzt. Das, was ich im Kino gemacht habe, hätte nach der vierzigsten Probe auch ein Schimpanse hingekriegt. Eines Films von Fellini war das nicht würdig. Aber es gab in diesem Fall auch noch einen anderen Grund, warum ich abgelehnt habe.

Nämlich?

Fellinis Drehbuch sah vor, dass eine Horde Hühner an meinem nackten Hintern herumpickt, während ich diesen vor den Augen der ganzen Welt in die Kamera strecke.

Sie sind doch nicht eitel?

Nein, aber ich weiss, was ich den Zuschauern zumuten kann und was nicht. Das hätte sicher niemand sehen wollen.

Hielten Sie zu Fellini trotzdem Kontakt?

In Rom war es zu dieser Zeit unmöglich, auf die Strasse zu gehen, ohne dabei jemandem aus dem Filmgeschäft über den Weg zu laufen. Irgendwie waren alle miteinander bekannt und befreundet. Sogar ich mit Fellini.

Wie haben Sie ihn erlebt?

Eigentlich so wie die Figuren, die in seinen Filmen meist der wunderbare Marcello Mastroianni gespielt hat: liebenswürdig, verrückt, verletzlich. Fellinis Werke waren eine einzige Hommage an Träumer, Spieler, Vagabunden, an all die Verlorenen. Ich hatte den Eindruck, er war selbst einer davon.

Viele Regisseure und vor allem Schauspieler verschlug es damals früher oder später nach Hollywood. Warum nicht auch Sie?

Dafür war ich zu stark in Italien verwurzelt. Ausserdem war mir diese Welt da drüben zu künstlich und zu aufgeblasen. Bei einem Abendessen mit Kollegen traf ich einmal den grossen Charles Bronson und reichte ihm zur Begrüssung die Hand, woraufhin er nur grossmütig lächelte und überheblich an seiner Pfeife zog. Mir war klar, dass ich nun wirklich kein bedeutender Schauspieler war, aber diese Arroganz hat mich geärgert. Also habe ich beim Händeschütteln so fest zugegriffen, dass es ihm beinahe die Finger zerquetschte.

Sie machen Witze?

Doch, genauso war es. Bronson wollte sich natürlich nichts anmerken lassen und drückte dann ebenfalls kräftig zu. Aber gegen meine Pranke hatte er keine Chance.

Wie oft haben Sie sich im richtigen Leben geprügel?

Nur ein einziges Mal. Das war vor Jahren in Monte Carlo, wo ein wildfremder Typ sich an meine Frau herangemacht und sie in aller Öffentlichkeit betatscht hat. Da ist mir der Kragen geplatzt, und ich habe ihn mit meiner Rechten umgehauen. Es dauerte keine fünf Minuten, und es waren die Polizei sowie ein Krankenwagen vor Ort. Nur so viel: Zumindest der Krankenwagen kam nicht wegen mir.

Es heisst, das Alter mache einen ruhiger. Haben Sie das an sich selbst auch festgestellt?

Die frühere israelische Premierministerin Golda Meir hat einmal gesagt: «Alt werden ist wie in einem Flugzeug sitzen, das in einen heftigen Sturm gerät. Einmal an Bord, kann man nichts mehr dagegen machen.» Ob ich ruhiger geworden bin? Kein bisschen. Ich bin jetzt rein äusserlich zwar 82, aber vom Kopf her bin ich noch immer ein 28-Jähriger.



«Universeller Wunsch»: mit Terence Hill in «Die Miami Cops», 1985.

Das klingt kompliziert. Wer passt auf, dass Sie in jugendlichem Leichtsinne keine Dummheiten machen?

Meine Frau Maria hat stets ein Auge auf mich. Wir sind seit 53 Jahren verheiratet, und ich kann ihr nichts mehr vormachen. Sie ist ohnehin viel klüger als ich, wie fast alle Frauen klüger sind als ihre Männer.

Wie schafft man es, so lange zusammenzubleiben?

Natürlich kommt in jeder Ehe einmal der Punkt, wo es leichter scheint, alles hinzuwerfen und davonzulaufen. Aber man muss immer in der Arena bleiben und kämpfen.

Das klingt ziemlich martialisch.

Ich habe jetzt leicht reden, eigentlich müssten Sie meine Frau dazu befragen. Als wir

«Wie oft haben Sie sich im richtigen Leben geprügel?» – «Nur ein einziges Mal.»

heirateten, versprach ich ihr all die Dinge, die man eben sagt, wenn man als junger Mensch vor dem Altar steht. Das meiste davon habe ich leider nicht eingehalten – nur eines: «für immer».

Kann man ewige Liebe überhaupt versprechen?

Eigentlich sollte man das nicht, denn ich glaube, es ist die grösste Lüge von allen. Wer kann schon wissen, was einmal sein wird? Als junger Mann habe ich jedenfalls überhaupt nicht damit gerechnet, dass es tatsächlich so kommen würde.

Sondern?

Das römische Nachtleben war wild zu dieser Zeit, und ich war ein junger Mann, der sich

austoben wollte. Ans Heiraten hätte ich damals keinen Gedanken verschwendet. Bei meiner Frau war das anders. Wenn die Liebe ein Fieber ist, lag ihre Temperatur bei 40 Grad, meine am Anfang nur bei 37. Aber je länger sie an meiner Seite war, desto mehr stieg auch meine Temperatur. Wie gesagt: Genau wie mein Alter Ego brauche ich manchmal etwas länger.

Das klingt fast so, als wären Sie nicht nur in Ihre Filmkarriere hineingerutscht, sondern auch in Ihre Ehe.

Ja, vielleicht war es ein bisschen so. Aber manchmal ist es ganz hilfreich, sich nicht immer über alles den Kopf zu zerbrechen, grosse Pläne zu machen und die Dinge zu analysieren. Das Leben macht mit einem doch sowieso, was es will. Mir hat diese Strategie viel Glück gebracht.

Sie sind Filmlegende, Sänger, erfolgreicher Modedesigner und gelten als Erfinder der Einwegzahnbürste. Ausserdem haben Sie an den Olympischen Spielen teilgenommen, als Vorarbeiter den Bau der Panamericana geleitet und als Politiker kandidiert. Ist das alles nicht ein bisschen viel für ein Leben?

Ich bin ein Universal-Dilettant. Ich kann zwar kaum etwas wirklich, habe dafür aber so gut wie alles einmal ausprobiert. Nur bei zwei Dingen hat das leider nie geklappt.

Und zwar?

Ich hätte mich gerne auch als Balletttänzer und Pferdejockey versucht. Aber sehen wir doch den Tatsachen ins Auge: Mein Gewicht hätte das einfach nicht zugelassen.

Bud Spencer: In achtzig Jahren um die Welt. Der zweite Teil meiner Autobiografie. Schwarzkopf & Schwarzkopf. 328 S., Fr. 28.90



Niedergestreckt vom Schwindelgefühl: die Skulptur «Josh» des New Yorkers Künstlers Tony Matelli.



Kunstgriffe

Von Daniele Muscionico

Es gibt nur einen Weg zur Kunst. Und der führt nach Basel. Die Art Basel ist die grösste und wichtigste Kunstmesse der Welt. 300 Galerien aus 36 Ländern, Kunst im Wert von Abermillionen Franken und Käufer, die noch hochpreisiger sind. Brad Pitt zum Beispiel, überzeugend in der Rolle des Sammlers, oder Oligarchen mit unaussprechlichen Namen, die neuen Investoren des Markts.

Die Financiers aus der osterweiterten Welt erweitern ihrerseits die Kunst, ins Investment erweitern sie sie, die Neuen haben dem Kunstmarkt Feuer unter dem Hintern gemacht: Munchs «Schrei» liess man sich jüngst den Preis von 119,9 Millionen Dollar kosten. Die Neuen aus den aufstrebenden BRICS – Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika – kaufen Kunst, deren Farbe kaum trocken ist, und liefern sie direkt in Auktionshäuser ein. Dass ihr Kunstbegriff ein Finanzbegriff ist, ein Renditegeschäft, das darf man in Basel bestenfalls laut flüstern. «Nachhaltiges Sammeln» nennen die Art-Verantwortlichen ihr eigenes Ziel und wissen um den rhetorischen Kunstgriff, den sie der Kunst zumuten.

Es gibt eben Dinge, die sind mit dem Verstand nicht zu fassen. Quantenphysik zum Beispiel. Oder Kunst. Warhols Suppendosen, ist das Kunst? Oder die grösste Skulptur der 43. Art Basel, unübersehbar ins Zentrum der Halle der Art Unlimited gehäuft: Franz Wests elf Meter lange Darmschlinge namens «Gekröse»? Oder sie, die kleinere, die Skulptur des New Yorkers Tony Matelli. Sie zeigt «Josh» und heisst auch so. «Josh», das sind wir, niedergestreckt vom Schwindelgefühl angesichts von so viel Basler Hipness und Art-gerecht limitierter «Künstlerscheisse». Von Art-Genossen, die das Triviale für sich entdeckt haben, weil sich das am erfolgreichsten klugreden lässt. Der Diskurs-Intellektuelle gehört zur Art des Schönschwätzers wie du und ich.

Doch «Josh» zeigt auch, was Kunst kann und, was nur Kunst kann: Sie manipuliert unseren Blick auf scheinbar Vertrautes. Sie schärft unsere Wahrnehmung von Wirklichkeit. Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Und wie viel Schein verträgt die Kunst?

Der alte Brecht hat auch darauf eine Antwort gewusst. Es ist ein Votum für die Freiheit des Künstlers vor der naturalistischen Perfektion. In abgewandelter Form soll sein Spruch eine Einladung nach Basel sein: Kunst ist nicht, wie die wirklichen Dinge sind, sondern wie die Dinge wirklich sind.

Art Basel: 14. bis 17. Juni

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon: Reiches Erbe** (*Diogenes*)
- 2 (2) **Jonas Jonasson: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand** (*Carl's Books*)
- 3 (3) **Karen Rose: Todesherz** (*Droemer Knauer*)
- 4 (4) **Nicholas Sparks: Mein Weg zu dir** (*Heyne*)
- 5 (5) **Franz Hohler: Spaziergänge** (*Luchterhand*)
- 6 (9) **Jussi Adler-Olsen: Das Alphanethaus** (*DTV*)
- 7 (6) **Martin Walker: Delikatessen** (*Diogenes*)
- 8 (7) **Sarah Lark: Die Tränen der Maori-Göttin** (*Bastei Lübbe*)
- 9 (10) **Viveca Sten: Die Toten von Sandhamn** (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 10 (–) **Rachel Joyce: Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry** (*Krüger*)

Sachbücher

- 1 (2) **Philippe Pozzo di Borgo: Ziemlich beste Freunde** (*Hanser*)
- 2 (1) **Thilo Sarrazin: Europa braucht den Euro nicht** (*DVA*)
- 3 (4) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens** (*Hanser*)
- 4 (3) **Duden: Die deutsche Rechtschreibung** (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 5 (6) **Jamie Purviance: Weber's Grillbibel** (*Gräfe und Unzer*)
- 6 (9) **Christoph Fasel: Samuel Koch – Zwei Leben** (*Adeo*)
- 7 (–) **Militärchuchi** (*Fona*)
- 8 (8) **Pierre Dukan: Die Dukan-Diät** (*Gräfe und Unzer*)
- 9 (7) **Ueli Bernold: Grill-Ueli** (*Fona*)
- 10 (–) **Uwe Böschmeyer: Machen Sie sich bitte frei** (*Ecwin*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: «Weltweit bedeutend»

Zählt man die anwesenden Journalisten, so müssten gewisse Kulturveranstaltungen weltbewegend sein. Zu diesen Anlässen gehört die Documenta in Kassel, eine Kunstschau, die alle fünf Jahre stattfindet. Radio DRS 2 schickte gleich zwei Redaktoren hin, das Schweizer Fernsehen ebenfalls (so viel zur Konvergenz). Die grossen Schweizer Zeitungen beschränkten sich in der Regel auf einen Redaktor, da kann man sich den Luxus der Mehrfachabdeckung nicht (mehr) leisten. Ohne die traditionsreiche Documenta abwerten zu wollen, ist die Frage nicht ganz abwegig, ob hier das Journalisten- und das Publikumsinteresse nicht etwas gar stark auseinanderdriften. Dass fast jeder Bericht betonen muss, dass die Ausstellung zu den «weltweit bedeutendsten» gehöre, ist ein fast sicheres Anzeichen dafür, dass dies zutrifft. (rb)

Jahrtausend-Schweizer Rousseau

Der Schriftsteller und Philosoph Jean-Jacques Rousseau, vor 300 Jahren geboren, gehört zu den weltweit einflussreichsten Schweizern. Seine Vorstellungen von Volkssouveränität sind geprägt vom vergeblichen Kampf seiner Genfer Quartiergenossen und Mitbürger um direkte Demokratie. *Von Pirmin Meier*

Jean-Jacques Rousseau, von seinem zweiten Schweizer Exil auf der Petersinsel im Spätherbst 1765 vertrieben, trifft nach einer Irrfahrt über Basel, Strassburg, Paris und Calais im Januar 1766 in London ein. Dank Vermittlung seines Freundes David Hume, vormals Sekretär der britischen Botschaft in Paris, findet er für die nächsten vierzehn Tage eine Bleibe an der Buckingham Street. Eine der vornehmsten Adressen der Welt. Kaum je wurde im Vereinigten Königreich um einen Exilanten so viel Aufhebens gemacht. Eine Kuriosität. Mit Pelzmütze und armenischem Kaftan (Mantel) macht der Mann einen exotischen Eindruck. Mit Schottlands Geistesriesen Hume wäre vereinbart gewesen, den grossen Autor in der Oper dem britischen Königspaar vorzustellen. König Georg III. aus dem Hause Hannover wollte Rousseau, dank dessen Ruf als einer der besten Schriftsteller der Welt, eine lebenslange Pension gewähren. Den Republikaner plagten jedoch Zweifel, ob er ein solches Geschenk annehmen könne. Hume hat Rousseau nachträglich unterstellt, sich mehr Sorgen über den Aufenthalt seines Hundes während der Aufführung gemacht zu haben, als dass er sich auf die Begegnung mit dem Königspaar gefreut hätte.

Schweizer in Londons Gazetten

Es scheint jedoch, dass die Audienz bei King George nicht zustande kam, weil der mit einem schweren Blasenleiden geplagte notorische Neurotiker sein Wasser nicht halten konnte und dadurch bei Kontakten gehemmt war. Der Gesellschaftsklatsch um Rousseaus entlaufenen Hund in den Londoner Gazetten im Februar 1766 zeigt, mit welcher boulevardesker Aufmerksamkeit der exquisite Gast in der Hauptstadt eines Weltreiches zur Kenntnis genommen wurde. An der Fleet Street, der Londoner Zeitungsmeile, war im 18. Jahrhundert sonst nur spärlich von Eidgenossen die Rede gewesen. Im August 1712 widmete die *London Gazette* dem Krieg von Villmergen einen Leitartikel. (Rousseaus Vater Isaac hatte als Mitglied einer Genfer Kompanie daran teilgenommen; nach dem Zeugnis seines Sohnes dabei eine Fahne der katholischen Kriegspartei aus dem Aargau nach Genf gebracht.)

1766 verschaffte sich Rousseau in der britischen Öffentlichkeit eine Prominenz wie bis

Roger Federer kaum mehr ein zweiter Tellensohn. Und als solcher fühlte sich der Genfer, mochte seine Heimatstadt bis 1814 bestenfalls als Zugewandter Ort der Eidgenossenschaft anerkannt sein. Der Verfasser des Erfolgsromans «La nouvelle Héloïse» (1761) rühmt Tell als einen der drei «Gründer der Eidgenossenschaft». Eine 1760 erstmals geäusserte Kritik an Wilhelm Tell als «dänisches Märchen» weist er entrüstet zurück.

Unbedingte Bürgerpflicht war für ihn der Dienst zum Wohl und zur Freiheit der Eidgenossenschaft.

Rousseau hat vor genau 250 Jahren, am 14. Juni 1762, bei seiner Ankunft in Yverdon, den Boden des wohl freiesten Landes der Welt geküsst. Sich selber mochte er nur ausnahmsweise als Schweizer vorstellen. Hauptsächlich dann, wenn es für ihn – in Fragen von Stil oder von Takt – Bedarf nach einer Entschuldigung gab: «Verzeihen Sie, Monsieur, es einem Schweizer, dass er bei Ehrerbietungen nur der Sprache des Herzens folgen kann», heisst es da, und an anderer Stelle, abermals an einen französischen Adressaten: Als Schweizer stehe es ihm nicht an, sich zum Sprachpuristen aufzuspielen.

Mit umso entschiedenerem Stolz hingegen bezeichnete sich Rousseau unter fast allen Buchdeckeln als «Citoyen de Genève». Ein politisch gemeintes Bekenntnis und die Rechtfertigung dafür, niemals für ein monarchisches oder gar autokratisches System eintreten zu wollen. Selbst mit dem britischen Parlamentarismus mochte er sich nicht anfreunden: «Das englische Volk meint frei zu sein», rief er aus, «aber es täuscht sich; es ist nur frei, während es das Parlament wählt; sobald es gewählt hat, ist es der Sklave des Parlaments.»

Dieses Misstrauen gegenüber dem Parlamentarismus ist in Rousseaus politisches Hauptwerk, den «Contrat social» (1762), eingegangen. In der neueren staatsphilosophischen Literatur, etwa bei Francis Cheneval oder im Standardwerk von Quirin Weber «Parlament – Ort der politischen Entscheidung? Legitimationsprobleme im modernen Parlamentarismus» (2011), wird Rousseau zurück-



Keine Demokratie ohne gemeinsame Wertebasis: Jean-Jacques Rousseau (1712–1778).



Freiheit: Rousseau küsst Yverdons Boden, 1762.



Bekennender Schweizer: Naturfreund Rousseau.

haltend zitiert. Dafür wird der Abbé Sieyès (1748–1836) hervorgehoben, weil dieser die Notwendigkeit der Repräsentation begründet habe. Der «Contrat social» ist oft im totalitären Sinne missverstanden worden. Ähnlich wie Rousseaus Schlagwort von der «volonté générale», dem Gemeinwillen, im Gegensatz zur «volonté de tous», dem Willen aller als kollektive Willkür. Angesichts des Genfer Ursprungs dieser Theorie geht es um eine Banalität: Ohne gemeinsame Wertebasis kann eine demokratische Republik nicht funktionieren. Dabei ging es zum Beispiel um die Anerkennung eines Höheren Wesens, den Glauben an die Vergeltung des Bösen im Jenseits sowie gemeinsame Vorstellungen über das Verhältnis zur Arbeit und zur Freiheit. (Dieser Konsens wurde zum Beispiel auch von den Freimaurern der englischen und schottischen Obervanz verlangt.)

Wie später bei Kant gesellen sich bei Rousseau zu den Rechten auch Pflichten, zum Beispiel: «Chaque citoyen a le devoir d'être soldat.» Für den Bürgersoldaten, eine für die moderne Schweiz nachhaltige Erfindung, sind nach Rousseau keine bezahlten fremden Kriegsdienste zulässig. Unbedingte moralische Bürgerpflicht hingegen ist der Dienst zum Wohle und zur Freiheit der Eidgenossenschaft, wie Vater Isaac denselben (ohne Rücksicht auf die kurz davor stattgefundene Geburt seines Sohnes und den damit verbundenen Hinschied seiner Frau) auf der Langelen-Ebene vor Villmergen am 25. Juli 1712 geleistet hatte. Westschweizer Miliz-Theoretiker haben sich in diesem Geiste noch kurz vor dem Zweiten Weltkrieg mit Überzeugung auf Rousseaus Verfassungsentwurf für Polen berufen.

Kritik galt als Landesverrat

Schlechter als in England scheint es in Sachen parlamentarische Willkürbeschlüsse in Rousseaus geliebter Vaterrepublik bestellt gewesen zu sein. Die teils gewählten, teils durch Selbstergänzung ins Amt gehieften Mitglieder des Genfer «Rats der 200» versuchten, manipuliert von der aristokratischen Regierung, die alte Volksmitsprache auf ein Minimum zu reduzieren. Dagegen erhob sich 1707 Pierre Fatio mit einem Kreis republikanisch gesinnter Bürger. Fatio bezahlte diese Opposition mit dem Leben. Einige seiner engsten Weggefährten erhoben sich wenig mehr als zehn Jahre später erneut, zum Beispiel in der Oppositionsbewegung der «Murmurer». Zu dieser Zeit hauste Rousseaus streitfreudiger Vater im Uhrmacherquartier St-Gervais an der Rue de Coutance 15, im dritten Stockwerk. In der zweiten Etage lebte François Terroux, das Haupt der Oppositionsbewegung von 1718. Im Haus Nr. 20 lebte David Rousseau, der Grossvater des Philosophen und Autors.

Die demokratische Opposition entflammte erneut im Streit um das Projekt der Genfer Be-

War Rousseau ein Rabenvater?

Wegen seines kaum begreiflichen Umgangs mit seinen Kindern wird Rousseau bis heute angegriffen. Zu Recht?



Schlechtes Gewissen: Rousseau, 1778.

Es gibt in der Geschichte der Philosophie und Pädagogik kaum ein grösseres Ärgernis als Jean-Jacques Rousseaus Rechtfertigungen in seinen «Confessions», warum er die fünf Kinder seiner Haushälterin und Lebenspartnerin Marie-Thérèse Levasseur (1721–1801) in ein Pariser Waisenhaus habe weggeben lassen. Zumindest für Moralisten, die ihn bis heute dafür verurteilen. Rousseaus Umgang mit seinen Kindern wurde allerdings schon vor der Veröffentlichung seiner Memoiren diskutiert. In polemischer Absicht machte dies zum Beispiel Voltaire in der anonymen Schrift «Sentiment des citoyens» (1764).

Dürftige Demontage

Das Argument, bei einem Philosophen käme es auf die Qualität seiner Werke an und kaum auf die Verwirklichung seines Gedankengutes im eigenen Leben, verfängt bei Rousseau nicht, da dieser Autor wie kaum ein zweiter seines Jahrhunderts auf das existenzielle Zeugnis, «das Herz», pocht. Entsprechend vernichtend fällt das Urteil von Rousseau-Gegnern aus.

Eine Demontage von Rousseau versuchte zuletzt auch der weithin gelobte Roman «Wintzenried» (2011) von Karl-Heinz Ott, wobei hier Rousseaus urologisch verunglücktes Sexualleben im Vordergrund steht. Das Buch ist allerdings unbefriedigend recherchiert: Insbesondere die Darstellung von Rousseaus Riva-

len um die Gunst der Gönnerin Madame de Warens, dem Waadtländer Wintzenried, ist an Dürftigkeit nicht zu unterbieten. Über Madame de Warens (1699–1762) ist soeben, in den Editions de l'Aire (Vevey), ein 500-seitiges Standardwerk von Anne Noschis erschienen.

Das Schicksal der «Enfants trouvés»

Wie über einen Schriftsteller vom Weltrang Rousseaus geforscht und ediert werden muss, bezeugt mit seiner ganzen wissenschaftlichen Existenz der Neuenburger Forscher Frédéric S. Eigeldinger (*1945). Der Herausgeber der auf den 300. Geburtstag Rousseaus erscheinenden Gesamtausgabe verfügt, was die Exaktheit des Arbeitens betrifft, über einen philologischen und kulturhistorischen Leistungsausweis wie kaum ein zweiter Literat von heute. In seinem tausendseitigen «Dictionnaire de Jean-Jacques Rousseau» (Paris, 2006), neu auch als Taschenbuch erhältlich, erfahren wir Wesentliches über die Problematik von Rousseaus Kindern wie auch über das System der Pariser Waisenhäuser im 18. Jahrhundert.

So wie heute die Abtreibung eine erbarungslos unkritisierte Praxis bleibt, wurden zur Zeit Rousseaus in Paris jährlich bis 8000 Kinder legal und mit grösster Selbstverständlichkeit zu den «Enfants trouvés» gegeben, von denen viele nicht überlebten. Weder scheint nachgewiesen, dass Rousseau auch nur eines dieser Kinder je gesehen hat, noch dass es überhaupt seine Kinder gewesen sind.

Eine Rolle spielte bei dieser Geschichte nebst der Hebamme die Mutter von Thérèse Levasseur. Nur eines der fünf Kinder verfügte bei der Aussetzung über den gesetzlich verlangten, in der Windel zu deponierenden Zettel betreffend die Herkunft. Nach diesem Kind hat Rousseau kurz vor dem Erscheinen des «Emile» über die Marschallin de Luxembourg in Pariser Waisenhäusern fahnden lassen, freilich vergeblich.

Nachweisbar ist, trotz hilflosen Rechtfertigungsversuchen, ein schlechtes Gewissen des Autors von «Emile». Möglicherweise wäre ein unvergleichliches Buch der philosophisch-pädagogischen Weltliteratur gar nicht geschrieben worden ohne diesen schuldhaft-tragischen Hintergrund.

Pirmin Meier

festigungsanlagen nach dem städtebaulich massgebenden französischen System Vauban. Es handelte sich dabei um das bei weitem teuerste Bauprojekt auf dem Gebiet der heutigen Schweiz vor 1800.

Ein solch perfektionistisches Konzept war nur mit Abbau der Bürgermitbestimmung in Steuer- und Finanzfragen realisierbar. Den oppositionellen Ingenieur Micheli du Crest (1690–1766), dessen Alternativplan im fünften Buch von Rousseaus Autobiografie «Confessions» voller Sympathie zur Sprache kommt, hatte man als dissidenten Abgeordneten aus der Fortifikationskommission und aus dem Rat der 200 ausgeschlossen. In einem Abwesenheitsverfahren wurde Micheli in effigie, also vertreten durch eine Puppe, vom Henker geköpft.

Derselbe Micheli du Crest hatte auch als Erster die vollständige Öffentlichkeit aller parlamentarischen Verhandlungen gefordert. Seine auswärts gedruckte Kritik an der offiziellen Verteidigungspolitik galt, weil es noch keine parlamentarische Immunität gab, als todeswürdiger Landesverrat. Rousseau war, nebst dem Aargauer Johann Georg Zimmermann (1728–1795) und viel später dem Arbeiterführer Robert Grimm (1919) einer der wenigen, die dem in der Festung Aarburg neunzehn Jahre lang in Einzelhaft eingekerkerten radikal-demokratischen Oppositionellen Micheli du Crest die verdiente Reverenz erwiesen.

«Wisse alles, und verrate nichts»

Der «Conseil général», als formeller Souverän der Republik Genf, konstituierte sich als Volksversammlung der stimmberechtigten Männer. Dazu gehörten die Klassen der alteingesessenen «Citoyens» und die durchschnittlich etwas später eingebürgerten mehr kleinstädtischen «Bourgeois», denen gegenüber die unterklassigen «Habitants», oft Einwanderer, politisch minderberechtigt waren. In höhere Ämter waren nur Citoyens wählbar. Trotzdem verfügten mindestens 4000 Männer, mehrheitlich Handwerker und Uhrmacher, auf dem Papier über eine Mitbestimmung, wie sie in den Deutschschweizer Landsgemeindekantonen ihrerseits nur teilweise verwirklicht war.

Im Geburtsjahr von Rousseau gab es in Genf vierzig Buchhandlungen und nach dem Zeugnis der Basler Familie Bernoulli eine erstaunliche Dichte an mathematisch Hochbegabten, darunter auch Frauen. Dies trifft für die protestantischen Städte Bern, Basel, Zürich, Neuenburg und Lausanne ähnlich zu. Eine 1787 erschienene Literaturgeschichte von Genf enthält drei dicke Bände von eindrucksvoller Substanz.

Die Unterdrückung der Volksmitsprache sei, wie der frühe Protagonist der direkten Demokratie in der Schweiz, Micheli du Crest, in seinen Flugschriften prophetisch klagte, nicht

nur ein Fehler, sondern ein zum Untergang der Freiheit führendes Verbrechen.

Rousseau las schon früh das in seinem Geburtsjahr 1712 französisch gedruckte «Naturrecht» von Samuel von Pufendorf. Übersetzt und weiterführend kommentiert war es von Jean Barbeyrac worden, einem zeitweilig in Lausanne, später in Holland lehrenden Hugenotten. Der Gedanke der Volkssouveränität, wie er in Rousseaus «Contrat social» vor 250 Jahren dem Bewusstsein der Menschheit nahegebracht wurde, ist eine Frucht der Westschweizer Schule des Naturrechts. Es ist kein Zufall, dass das neben dem «Contrat social» revolutionärste politische Buch des 18. Jahrhunderts, «Vom Geist der Gesetze» von Montesquieu, 1748 in Genf gedruckt wurde. Dazu hatte der Genfer Staatsphilosoph Jean-Jacques Burlamaqui beigetragen, ein diplomatisch gepuderter Vorläufer Rousseaus, dem man Einfluss auf die amerikanische Unabhängigkeitserklärung nachsagt. Nicht minder wichtig ist in diesem Umfeld der Neuenburger Völkerrechtspionier Emer de Vattel.

«Nichts hat er erfunden, aber mit seiner Sprachkunst den Funken gezündet.»

Von Rousseau selber scheint, wie Madame de Staël betonte, kaum ein Gedanke neu: «Il n'a rien inventé, mais il a tout enflammé» (nichts hat er erfunden, aber mit seiner Sprachkunst den Funken gezündet). Der Brugger Arzt und Schriftsteller Johann Georg Zimmermann, Mitgründer der Helvetischen Gesellschaft von Schinznach, lobte vereint mit gleichgesinnten «Brüdern und Eidgenossen» den «Zauber-

stab» von Rousseaus Sprache und Stil. Davon aber wollte zum Beispiel Albrecht von Haller (1708–1777), der damals einflussreichste Schweizer Gelehrte, partout nichts wissen.

«Emile oder Über die Erziehung», vor 250 Jahren an den fiktiven Druckorten «Amsterdam» und «Den Haag» erschienen, sollte für den Verfasser zum Schicksal werden. In dem Buch fordert Rousseau unter anderem, dass man Kindern bis ins Jugendalter keine religiös-dogmatischen Sätze beibringen solle. Nach der Verdammung durch das Parlament von Paris wurde das Buch kurz nach Erscheinen im Mai 1762 in Paris verbrannt; die zweite Verbrennung erfolgte am 7. Juni in Genf; bald darauf erliess Bern ein allgemeines Verkaufsverbot.

Der Papst setzte Rousseaus Werk am Tag nach Mariä Geburt, am 9. September, auf den Index der verbotenen Bücher. Umso begeisterter wurde Rousseau in Zürich gelesen, so von Salomon Gessner, Rousseaus Lieblingsschriftsteller aus der Schweiz, Lavater, Hirzel und bald vom jungen Pestalozzi. Vor lauter Begeisterung für den Genfer sollte dieser seinen einzigen Sohn «Schaggeli» taufen. Der Maler Johann Heinrich Füssli hat sich als Verfasser der ersten Monografie über Rousseau, in London gedruckt, verdient gemacht.

Die Wirkungsgeschichte von «Emile» ist wohl auch deshalb unabsehbar, weil es sich bei diesem brillant geschriebenen «Sachbuch» um das wohl bis heute lesbarste Werk der Aufklärung handelt. Wie bei keinem zweiten Buch der Weltliteratur geht es um die Popularisierung von Philosophie, Pädagogik, Kulturkritik, Wissenschaftskritik, ohne dass von einer substanziellen Einbusse gesprochen werden könnte. Wie im «Contrat social» ver-

sucht der Verfasser die Leserschaft zwar zunächst durch Schlagworte zu packen, um dann schrittweise die verkündete Freiheit in eine fruchtbringende Synthese mit Bindung, Ordnung und Moral zu bringen.

Zu den bemerkenswertesten Leseerlebnissen bei Rousseau zählt die Episode mit der magnetischen Ente. Darin werden Newtons Physik, die vorweggenommene Ethik Kants, das Fanal der Französischen Revolution und eine bis heute in der europäischen Literatur kaum erreichte Erzählkunst auf schwebend leichte Weise realisiert. «Wisse alles, und verate nichts», ist die Pointe am Schluss, wo es darum geht, dass Emil, der doch das Geheimnis der magnetischen Ente durchschaut, es sich dennoch nicht herausnehmen darf, einem armen Zauberkünstler auf dem Marktplatz die Show zu verderben. Der Satz von Rousseau offenbart für uns nebenher eine Schnittmenge mit Dürrenmatts «Physikern» in der Frage nach dem Wissen, das aus moralischen Gründen zu verbergen ratsam wäre. Nach dem Streit mit der Genfer Geistlichkeit um «Emile» hat der Verfasser auf das Bürgerrecht seiner Heimatstadt verzichtet, jedoch dank seinem Gönner, dem gelehrten Geschäftsmann Pierre-Alexandre Du Peyrou, das ihm vom preussischen Gouverneur verliehene Bürgerrecht von Neuenburg bis zu seinem Tode beibehalten.

Nicht nur Goethe war begeistert

Ist in der Schweiz der letzten zwanzig Jahre etwas im Druck erschienen, das an geistigem Gewicht und Anreicherung mit den gelungensten Texten von Rousseau Schritt zu halten vermöchte? Stilistisch? Philosophisch? Die Musikalität der Sprache betreffend? Die ethische Verbindlichkeit? Die politische Brisanz? Selbst noch die rousseausche Botanik ist mit Zartsinn, phänomenologischer Exaktheit und einer messerscharfen, alles andere als blumenkindhaften Systematik verfasst. Nicht nur Geheimrat Goethe liess sich davon begeistern. Dass der SJW-Verlag mit dem von Anna Sommer illustrierten Heft «Tausend kleine Spiele der Befruchtung» auf lustvolle Weise auf den Botaniker Rousseau hinweist, gehört zu den Juwelen des Jubiläumsjahres. Mit im Bild ist der Hund, braun, mit mittellangem Schwanz, genannt Sultan, über den sich Grossbritanniens Philosoph David Hume so unsäglich ärgern musste.

Vivant ou mort, il les inquiétera toujours:

Rousseau-Ausstellung in der Fondation Bodmer in Genf, bis 16. September.

Tausend kleine Spiele der Befruchtung: Jean-Jacques Rousseaus Briefe zur Botanik. SJW-Verlag. 88 S., Fr. 6.–

Pirmin Meier ist historiografischer Schriftsteller und Gymnasiallehrer.



Unerwünscht: öffentliche Verbrennung von Rousseaus «Contrat social» in Genf.

Top 10

Knorrs Liste

1	Moonrise Kingdom	★★★★★
	Regie: Wes Anderson	
2	A Royal Affair	★★★★☆
	Regie: Nikolaj Arcel	
3	Men in Black 3	★★★★☆
	Regie: Barry Sonnenfeld	
4	Un cuento chino	★★★★☆
	Regie: Sebastián Borensztein	
5	Snow White and the Huntsman	★★★☆☆
	Regie: Rupert Sanders	
6	Dark Shadows	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
7	The Dictator	★★★☆☆
	Regie: Larry Charles	
8	Salmon Fishing in the Yemen	★★★☆☆
	Regie: Lasse Hallström	
9	The Avengers	★★★☆☆
	Regie: Joss Whedon	
10	21 Jump Street	★★★☆☆
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	

Kinozuschauer

1 (3)	Snow White and the Huntsman	15 071
	Regie: Rupert Sanders	
2 (1)	Men in Black 3 (3-D)	14 103
	Regie: Barry Sonnenfeld	
3 (-)	Street Dance 2 (3-D)	11 977
	Regie: Max Giwa	
4 (2)	The Dictator	11 584
	Regie: Larry Charles	
5 (-)	21 Jump Street	10 333
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	
6 (5)	Hanni & Nanni 2	5012
	Regie: Julia von Heinz	
7 (-)	Et si on vivait tous ensemble?	3581
	Regie: Stéphane Robelin	
8 (4)	Dark Shadows	3278
	Regie: Tim Burton	
9 (7)	LOL (aka: Laughing Out Loud)	2769
	Regie: Lisa Azuelos	
10 (6)	American Pie: Reunion	2599
	Regie: Jon Hurwitz	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Verblendung (Sony)
2 (2)	Mission: Impossible 4 (Rainbow)
3 (-)	Jack und Jill (Sony)
4 (-)	Das gibt Ärger (Fox)
5 (-)	Justice – Pakt der Rache (Ascot Elite)
6 (3)	Sherlock Holmes 2 (Warner)
7 (-)	Sherlock – Season 2 (Impuls)
8 (4)	Der gestiefelte Kater (Rainbow)
9 (6)	The Descendants (Fox)
10 (7)	The Ides of March (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Gelegentlich Besuch vom West-Lover: Berliner Ärztin Barbara (Nina Hoss).

Kino

Liebe statt Flucht

Die Teilung Deutschlands als idealer Spannungs-Plot – aber «Barbara» tut sich schwer damit.

Von Wolfram Knorr

Geschichte muss leben wie Gegenwart auch», postuliert der deutsche Regisseur Christian Petzold – und hat natürlich recht.

Im deutschen Film ist das so eine Sache und ein bisschen wie bei der Nationalelf: In der Absicht alles prima, aber auf dem Rasen versagt die Defensive, und im Mittelfeld ist auch nix los. Da hat der deutsche Film mit der Historie des Eisernen Vorhangs eine Steilvorlage für richtig spannende Storys, aber passieren tut wenig. Einer hat's immerhin begriffen: Florian Henckel von Donnersmarck mit seinem brillanten Psycho-Thriller «Das Leben der Anderen» (2006). Aber das ist auch schon sechs Jahre her. Ansonsten gibt's Fernsehfilme mit anschließenden Diskussionsrunden. Zu DDR-Zeiten wunderte sich Tom Wolfe («Fegefeuer der Eitelkeiten») bei einem Berlin-Besuch über das Desinteresse deutscher Schriftsteller an einem Berlin-Roman («Eine geteilte Stadt, was für ein Thema!»).

Jetzt taucht wieder ein Film am Horizont auf, der aus der Teilung Spannung filtert und auf Ostalgie-Gesumse und säuselnde Bedenkenträgerie verzichtet; und das, obwohl Autor und Regisseur Christian Petzold («Die innere Sicherheit») nicht gerade als sinnlicher Erzähler bekannt ist. Und tatsächlich spielt «Barbara» mit gut dosiertem Suspense aus dem in der DDR grassierenden Misstrauen heraus.

Die Berliner Ärztin Barbara (Nina Hoss) wird aufgrund eines Ausreiseantrags in ein Krankenhaus nahe der Ostsee strafversetzt. Sie ist verbittert und verschlossen wie eine Auster, und ihre neue Kollegenschaft hält sie daher für arrogant. Klinikleiter André (Ronald Zehrfeld), smart, abwartend, hat ein Auge auf sie, allerdings aus anderen Gründen als der Orts-Stasi-Offizier, der unangemeldet mit einer Mitarbeiterin in ihre schäbige Wohnung dringt und Barbara, für sie demütigend, filzen lässt. Man folgt ihr auf Schritt und Tritt, was sie noch mehr verbittert. Gelegentlich kommt ihr West-Lover zu Besuch, und sie treffen sich zu klandestinen Schäferstündchen. Eine Flucht über die Ostsee ist geplant.

«Normale» DDR

Bis dahin ist das spannend und macht neugierig, doch bald fragt man sich: Welchen Geschäften geht der West-Freund in der Ost-Provinz nach, und wo ist die Beschattung? Dann lässt Petzold ihn ganz fallen und rückt, neben Barbara, André in den Mittelpunkt. Aus anfänglichem Misstrauen wird Sympathie und schliesslich Liebe. Barbara, die DDR-Hasserin, verzichtet auf die Flucht. Um diese Wandlung glaubwürdig erscheinen zu lassen, gibt Petzold die Stasi-Bedrohung sukzessive auf. Redlich ist das nicht. Auch Andrés Wohnung ist zu

chic; wenn er für Barbara Ratatouille kocht, aus dem Garten Rosmarin und Thymian holt, verabschiedet sich Petzold endgültig von der beklemmend angelegten Story. Er habe eine «normale» DDR zeigen wollen; haben das nicht schon die Defa-Filme gemacht? Die saten Farben und tückisch properen Bilder ziehen einen wirklich in ihren Bann – nach der Halbzeit ist es damit vorbei. Schade. ★★★☆☆

Weitere Filmstarts

Machine Gun Preacher — Marc Forster, Bond-Regisseur («Quantum of Solace») und in der Schweiz hochverehrter Cineast («Monster's Ball»), engagierte sich vor zwei Jahren für das irre Leben eines Dealers, der zum Glauben fand, in den Sudan reiste und mit Waffengewalt Kinder rettete. Die Saulus-Paulus-Story nach einer (angeblich) wahren Geschichte geriet zu peinlicher Pseudo-Gesinnung. Von Gottfried Benn stammt das Bonmot, das Gegenteil von Kunst sei das Gutgemeinte. Hier ist es schlimmer. ★★★☆☆

Safe — Chinesische Triaden, Russenmafia, korrupte Bullen, die ganze Mischpoke von Hochleistungs-Brutalinskis ist hinter Jason Statham («The Transporter») und der 12-jährigen Chinesin Mei (Catherine Chan) her. Weil sie die Zahlenkombination



Die Irren zu Brei hauen: Jason Statham in «Safe».

eines Triaden-Safes in ihrer süßen kleinen Birne gespeichert hat, wird sie von den Bluthunden gejagt. Statham muss die Irren zu Brei hauen. Der Grobe und die Göre auf der Walz. Das ist so hirnrissig, dass es wieder vergnüglich ist. ★★★☆☆

Rock of Ages — Ein Broadway-Rockmusical, jetzt im Kino. Hoch besetzt, Musik aus den Achtzigern, schmissige Choreografie. Beste Nummer: Catherine Zeta-Jones, mit mili-



Unfreiwillig komisch: Cruise als Glam-Rocker.

tanten Frauen in einer Kirche gegen Rock zapplend und singend. Strunzdumm und deshalb unfreiwillig komisch: Tom Cruise als Glam-Rockstar. Süß das Land-Hascherl und richtig kuschelputzig ihr Schnuckelbengel, der ganz toll singt. Zum Kreischen. ★★★☆☆

Des vents contraires — Familientragödie als Mystery. Paul (Benoît Magimel) ist Schriftsteller, Sarah (Audrey Tautou) Ärztin, sie haben zwei Kinder. Sarah muss zur Arbeit, er will schreiben – wer kümmert sich um die Kleinen? Paul braust auf, Sarah hat die Nase voll, haut ab – und kommt nicht zurück. Paul wird von der Polizei des Mordes verdächtigt. Er zieht mit den Kindern zu seinem Bruder, sucht Ruhe, Seelenfrieden und schlittert wieder in problembeladene Situationen. Jalil Lesperts originelle Erzählperspektive sorgt für Kurzweil. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Angenommen, Schauspieler müssen sich in einem Film anschreien, bleibt da zwischen ihnen nachher im realen Leben etwas Negatives zurück? M. J., Bern



Ist wohl ironisch gemeint. Es agieren schliesslich Profis. Aber es gibt Regisseure, die Rollen mit Mimen besetzen,

von denen sie wissen, dass sie sich nicht ausstehen können, um die «Authentizität» zu steigern. Ein Klassiker-Paar waren Elizabeth Taylor und Richard Burton, die sich in «Who's Afraid of Virginia Woolf?» ihre per-

sönlichen Beziehungsquerelen über ihre Rollen aus Edward Albees Stück von der Seele brüllten. Anders war es mit Klaus Kinski, der – spielte er bei Werner Herzog – mit jedem Krach bekam und Negatives hinterliess. Im US-Film gilt noch immer als heikel, wenn Verfechter des Method-Acting auf Akteure anderer Schauspielschulen treffen. Aber da geht's, wie bei fast allen Querelen, um pure Eitelkeit.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Feuerwerksmusik

Von Peter Rüedi

Pat Metheny gelingt mit jeder neuen CD eine Überraschung. Seine Vielseitigkeit grenzte an Charakterlosigkeit, würde er nicht in *all languages* seine eigenen Muster weiterentwickeln («In All Languages» hiess ein Album seines Hausheiligen Ornette Coleman, mit dem Metheny «Song X» aufnahm). Er ist so etwas wie der Igel in der berühmten Fabel mit dem Hasen: Allemal ist er vor uns, die wir ihn verfolgen, am Ziel.

Hardcore-Jazzfans verwirrte er mit scheinbar zu üppig angerichteten elektronischen Projekten, fast opernhafte Sound-Panoramen, bei denen man sich doch leicht an versteckten Widerhaken verschlucken konnte. Seine grosse Gefolgschaft (dass er neunzehn Grammys gewann, spricht ebenso für sich wie der Umstand, dass die zwölf verschiedenen Sparten betrafen) verschreckte er mit schnörkellos fadengeradem Punch-Jazz (wie dem explosiven Trio-Album «Question and Answer», mit Dave Holland und Roy Haynes). Zuweilen fand er innerhalb des Jazz nicht nur neue Geschichten, sondern einen neuen Sound, eine neue Sprache.

So auf dem epochalen ECM-Album mit dem lapidaren Titel «80/81» (mit den Tenoristen Dewey Redman und Michael Brecker sowie Charlie Haden und Jack DeJohnette als Rhythmusgruppe). Daran knüpft seine Unity Band an, zu der der wunderbare junge (akustische) Bassist Ben Williams gehört, der Power-Drummer Antonio Sanchez und Chris Potter, der seinem Chef an Vielseitigkeit nicht nachsteht. Seit «80/81» ist dies Methenys erste Gruppe mit einem Bläser. Metheny und Potter teilen das Vergnügen an ohrwurmartig eindringlichen Melodien über komplexen Changes.

Anders gesagt: Sie lassen das Schwierigste gern einfach und das Einfache gern komplex erscheinen. Metheny ist ein fabelhafter Erfinder von Balladen. «Unity Band» offeriert uns davon gerade mal eine und eine halbe und sonst viel von dem, was der Maestro *a kind of burning* nennt, ein Feuer, «das anders ist als das übliche geradeaus marschierende Up-Tempo-Ding». Bei welcher Geschwindigkeit immer: Dies ist Musik, die Geschichten erzählt. Also auch atmet. Also auch den Hörer Luft holen lässt.



Pat Metheny: Unity Band.
Nonesuch (Warner)
007559796 1508

Kunst oder Fussball, das ist die Frage

Vernissage am Paradeplatz, Sport im «Atelier», Steinbutt in der «Kronenhalle». *Von Hildegard Schwaninger*



Interessante Frauen: Isabelle Bscher, Christina Gmurzynska, Candida Smith (v.l.).

Es ist eine Ausstellung über die Power der Frauen. «Mein Vater liebte Frauen», so **Candida Smith**, die Tochter des Künstlers **David Smith** (1906–1965, Autounfall) anlässlich der Ausstellung von Werken ihres Vaters in der Galerie Gmurzynska am Zürcher Paradeplatz. Kraftvolle Frauen dominieren nicht nur auf Bildern, als Skulpturen und auf Keramiktellern, auch die beiden Galeristinnen, Mutter **Christina Gmurzynska** und ihre schöne Tochter **Isabelle Bscher**, sind Powerfrauen.

Kunst und Fussball beherrschen zurzeit die Szene. Fussball ist ein scharfer Konkurrent, und so waren an der Vernissage weniger Leute als auch schon. Viele Kunst-*aficionados* waren bei der Monstervernissage im Löwenbräu-Areal, einige sassen in **Dieter Meiers** In-Bar «Atelier» beim Public Viewing. EM oder Art – zurzeit muss man sich wirklich entscheiden.

Gmurzynska und ihr smarterer Geschäftspartner **Mathias Rastorfer** luden nach der Vernissage in die «Kronenhalle». Zirka fünfzig Gäste im hinteren Saal; es gab Spargeln mit Rohschinken, Steinbutt mit Spinat und Erdbeeren mit Vanilleglace. «Kronenhalle»-Chef **Andreas Wyss** und seine Mitarbeiter kümmerten sich gut um die illustre Gästeschar, ob Rotwein oder Champagner, es blieben keine Wünsche offen. Eine gute Mischung von Leuten. **Rolf Weinberg**, der Kleiderkaufmann von der Bahnhofstrasse und Besitzer einer grossen

Kunstsammlung, und seine Frau, die Kunstpublizistin **Margit Weinberg Staber**, sassen neben sehr jungen Amerikanern (aus New York und Texas), die Kunsthandel im Web betreiben, erstmals an die Art kamen und mit kindlicher Freude von den Annehmlichkeiten des «Dolder Grand» schwärmten (mit Riesenaugen vom Spa). **Rotraut** war da, die Künstlerin, Schwester von **Günther Uecker** und Witwe von **Yves Klein**, mit ihrem Ehemann **Daniel Moquay**, dem Präsidenten der Yves Klein Foundation. **Pierre d'Arenberg**, der französi-



Künstlerin Rotraut Klein-Moquay, Gatte Daniel.

sche Society-Prinz, **Peter Stevens**, Verwalter des David-Smith-Nachlasses, Verleger **Jürg Marquard** mit **Raquel**, Finanzunternehmer **Nigel Williams** (Royalton) mit Ehefrau **Antoi-**

nette, einer blonden Beauty aus München. **Andrea Kracht**, Besitzer des Hotel «Baur au Lac» und seit kurzem Verwaltungsrat der «Kronenhalle», mit seiner Frau **Gigi Kracht**, die am nächsten Tag ihre grosse Stunde hatte.

Da nämlich war Vernissage von «Art in the Park», einer Veranstaltung, die **Gigi Kracht** zum neunten Mal durchführt. Zur Idee kam es, als sie mit **Fernando Botero** auf einem Balkon des «Baur au Lac» stand und der kolumbianische Künstler (Lieblingsthema: übergewichtige Frauen) beim Anblick des glitzernden Sees das Heureka-Erlebnis hatte, man müsse diesen Rasen mit Skulpturen schmücken. Mit Hilfe der Galerie Gmurzynska, die ihre Künstler mobilisierte, realisierte man «Art in the Park», die mittlerweile fast schon zu den eingebürgerten Sommerereignissen der Stadt gehört.

Auf Facebook teilen die Menschen ihre innersten Gefühle mit (meist handeln die Gefühle vom Wetter), und so teilte auch **Gigi Kracht** ihren Freunden jeden Schritt der Ausstellungsvorbereitungen via Facebook mit. Man war also *au courant*, als man am Sonntagnachmittag den Park betrat, liess sich vom Kellner ein Glas Champagner reichen, passierte die Plastiken von **David Smith**, **George Rickey**, **Robert Indiana**, **Marco Perego** (Kaugummi-Automat mit Totenköpfen), landete bei einem offenen Tor von **Joan Miró** und konnte schauen, wer so da war. Mit **Daniella Luxembourg** (früher de Pury & Luxembourg) war ein Global Player der



«Baur au lac»-Besitzer Andrea Kracht, Gattin Gigi.

Kunstwelt unterm Vernissagenvolk – ganz inkognito, in Schwarz mit schwarzer Sonnenbrille. Ferner: **Fabienne Albrecht** vom Swiss Institute in New York, **Jani Leinonen**, der finnische Künstler mit lustiger Brille und flotten Sprüchen («Don't cry because it's over, smile because it happened»), Manor-CEO **Rolando Benedict**, UBS-Berater **Markus U. Diethelm**, ein Teil des Peach-Unternehmer-Clans: **Ueli** und **Ingrid Wolfensberger** (Office-Equipment) und **Thomas Wolfensberger** (Peach Property) mit Ehefrau **Nathalie** und den kleinen Töchtern, sowie das Sammlerehepaar **Peter** und **Isabel Zuppinger**.

Im Internet

www.schwanagerpost.com



Meine Bar

Unser Kolumnist kommt von der Eröffnung des Restaurants, in das man gehen muss. Und fährt nach Basel zu einem Kunst-Star.
Von Mark van Huissingling

Vergangene Woche war ich in Ibiza. In Spanien, wie man vielleicht weiss, läuft die Wirtschaft nicht so gut. Das heisst, der Wirtschaftsminister sagt, man habe kein Wirtschaftsproblem, sondern ein Bankenproblem (als MvH diesen Text abgab, sah es aus, als bekomme der Staat bis hundert Milliarden Euro von der Europäischen Union für Banken, und zwar ohne Auflagen, die sonst Teil eines Hilfsprogramms sind). In Spanien, nebenbei, arbeiten drei Millionen Rumänen, die Mehrheit davon in Restaurants; auf Ibiza, nur zum Sagen, wird man selten von spanischen Kellnern bedient – obwohl 48 oder so Prozent der unter 25-Jährigen als arbeitslos erfasst sind.

However, das Leben auf der Insel ist gut, trotz der *situación actual* (in einigen spanischen Zeitungen kommt das Wort «crisis» nicht mehr vor). Hotels mit fünf Sternen (davon gibt es wenige) sind voll; einen Tisch im «Lio», das vergangenes Jahr öffnete und zum gefragtesten Restaurant wurde, zu bekommen, ist schwierig, einen Tisch im sogenannten VIP-Bereich des «Pacha», des Nachtclubs (hat denselben Besitzer wie das «Lio»), fast unmöglich, während des ganzen Sommers, sagt Rossetta Montenegro, die dafür zuständig ist (es geht dann doch immer, sagt Ihr Kolumnist).

Was den Handel mit Liegenschaften angeht, hört man Geschichten, die Hausbesitzer freuen: Wladislaw Doronin, Verleger des *Interview*-Magazins in Russland und Deutschland sowie Freund von Naomi Campbell, hat eine Finca gekauft an der Westküste (zu einem Preis, der über dem höchsten liegt, von dem

ich bis jetzt Kenntnis hatte). Das Wetter war die ganze Woche schön – sonnig bis leicht bewölkt, gegen 30 Grad tagsüber, um 20 abends.

Am Freitag fand das *grand opening* des «Downtown Ibiza» statt, eines weiteren Restaurants von Giuseppe Cipriani. Der eher formelle Speisesaal im Erdgeschoss erinnert von der Inneneinrichtung und internationalen Ausstrahlung her an Cipriani-Betriebe in New York, und die Angestellten, von denen es viele gibt, tragen dieselben weissen Jacketts / schwarzen Fliegen (Männer jedenfalls) wie in «Harry's Bar» in Venedig, die Giuseppes Grossvater gründete. Auf dem Dach befinden sich weitere Tische, man kann dort Pizze oder Fleisch vom Grill bestellen und hat Blick über den Hafen sowie auf die Altstadt.

Mir begegneten unter anderen Flavio Briatore mit Elisabetta Gregoraci (sie sieht auf Fotos besser aus, *courtesy* Bildbearbeitung, vermute ich; ihn fand ich bereits unattraktiv, als er noch Chef eines Formel-1-Teams war). Fawaz Gruosi hatte einen Platz am selben Tisch, seine Begleitung war, nehme ich an, Hostess seines Uhren- und Juwelenunternehmens mit Namen De Grisogono (ich bin Partei, ich arbeite zusammen mit seiner Ehefrau Caroline Scheufele, Co-Chefin von Chopard). Harvey Weinstein, ein Produzent, dessen Filme mir gefallen (darunter «Pulp Fiction», «Gangs of New York» oder «The King's Speech»), hat noch einmal Gewicht verloren, er sieht fast fit aus; seine Frau Georgina Chapman war in meinen Augen die Attraktivste des Abends, sie hatte Sandalen mit hohen Absätzen an, Shorts und eine weite Bluse aus Seide. Damit unterschied sie sich von den meisten anderen Frauen, die «Kleider» trugen, die möglicherweise als Gürtel gedacht waren, was im Grunde in Ordnung ist, aber ein wenig arm an Einfällen (doch Georgina hat bereits einen reichen Mann gefunden, kommt zudem aus guter Familie und, was sie wahrscheinlich zu einer Ausnahme machte, arbeitet – sie ist Mitbesitzerin der Modemarke Marchesa). Mit anderen Worten: Das «Cipriani» ist gut für Ibiza, ich empfehle es und wünsche Giuseppe Erfolg.

Retour in der Schweiz, fuhr ich nach Basel, wo Krystyna Gmurzynska, Mathias Rastorfer und Isabelle Bscher ein Abendessen zu Ehren von Zaha Hadid (sah besser aus / war schlanker) veranstalteten (im «Grand Hotel Les Tres Rois»). Einladungen der Galerie Gmurzynska gehören, in meinen Augen, zu den halbfetten Einträgen im Kalender gesellschaftlicher Events – man möchte aus Dankbarkeit ein Werk von Hadid, Fernando Botero oder Robert Indiana kaufen (oder wenigstens über den Anlass schreiben). Carl Hirschmann war auch dort, nebenbei, obwohl man irgendwie meint, er sei gelegentlich einmal ein paar Monate verhindert.

Die gute Nachricht aus Basel: Die Art dauert noch bis und mit 17. Juni.

Gesellschaft

Mumpitz

Von Beatrice Schlag — Magere Models sind out. Das macht Übergewicht nicht leichter.

Vor einem Monat legte *Vogue* ein vielbeachtetes Gelübde ab: Das Modemagazin versprach, in seinen zwanzig internationalen Ausgaben künftig keine Models unter sechzehn



und auch keine, die aussehen, als seien sie magersüchtig. Die vorwiegend weiblichen Kommentatoren waren erfreut über die Entscheidung, obwohl sie zugaben, dass es in der Modewelt keine einheitlichen Kriterien für Anorexie gibt. Und den Befund der Magersucht trägt man ja nicht mit sich herum wie einen Impfpass oder einen Diabetikerausweis. Trotzdem beklatschte man es als Schritt in die richtige Richtung. Die Millionen junger Mädchen, die von einer Modelkarriere träumen, sollen sich nicht länger an ausgehungerten Vorbildern orientieren.

Warum schreit niemand: «Mumpitz»? Erstens wissen alle Frauen, dass ihre Schönheitsideale schon lange in ihren Gehirnen zementiert waren, als sie sich zum ersten Mal eine *Vogue* leisten konnten. Mädchen wissen schon mit zwölf, wie sie idealerweise aussehen möchten. Zweitens waren die Models, damals noch Mannequins genannt, in den fünfziger Jahren dünner als heute. Das sagte mir Eileen Ford, die legendäre Gründerin der gleichnamigen Modelagentur. Das neue Gezetzer über zu dünne Models sei absurd. Und überhaupt, wann wurde Schönheit je mit Fettpolstern in Verbindung gebracht? Michelangelos David, Nofretete, die Venus von Milo – lauter filigrane Figuren.

Drittens sollten wir uns im Westen nicht über Magersucht, sondern über Übergewicht den Kopf zerbrechen. Wenn es stimmt, dass ungefähr die Hälfte aller westlichen Frauen ständig abzunehmen versucht, ist der sichtbare Erfolg mässig. Ob die *Vogue*-Models fünf Kilo mehr oder weniger auf den Rippen haben, interessiert niemanden, weil sie auch dann noch dünner und grösser sein werden als die meisten Frauen. Am Tag, an dem die Pommes frites, die Kartoffelkroketten, die *Chnusperli* und panierten Zwiebelringe von den Frischnahrungstresen der Supermärkte verschwinden, haben wir etwas zu feiern. Nicht, wenn Kate Moss oder Bar Refaeli ein paar Cremeschnitten mehr essen dürfen.

Balsam für Haut und Haar

Von Jürg Zbinden

1 — Shu Uemura, 2007 verstorbener Maskenbildner aus Japan, hat eine internationale Kosmetiklinie seines Namens hinterlassen. Eine Hauptrolle nimmt die Haarpflege ein. Die «Essential Drops» sind speziell auf die Bedürfnisse der Kopfhaut abgestimmt. Das für normale bis fettige Kopfhaut geeignete Pfefferminzöl wirkt tonisierend und reinigend; es ist mit stimulierendem Ingwer angereichert, eingebettet in das nicht fettende Öl der Tamanunuss. Das in Japan und China gleichermaßen geschätzte Zedernöl, für normale bis trockene Kopfhaut, wirkt mildernd und beruhigend. Es wurde kombiniert mit Feuchtigkeit spendendem Sandelholz, das wiederum nährendes Distelöl enthält. Ein einziger Tropfen Minze oder Zedernöl genügt. Die Flakons zu 30 ml kosten je Fr. 52.–. Sämtliche Shu-Uemura-Produkte bei Roman Thomaskamp, Lessingstr. 9 (bei Sihlcity) in Zürich.

2 — Elie Saab, libanesischer Modedesigner mit Sitz in Paris, ist weltbekannt für seine hyperfemininen Abendkleider. Ihm geht es darum, die Schönheit der Frau hervorzuheben. Dasselbe Ziel verfolgt er auch mit seinem von Francis Kurkdjian kreierten Eau de Toilette: «Ich komme aus einer mediterranen Stadt [Beirut], die in Hitze und Sonne badet, umgeben von grossartiger Natur und intensiven Düften. Was mir immer in Erinnerung bleibt, ist der Duft von Orangenblüten. Das Haus meiner Kindheit war von Orangenbäumen umgeben, und jeder Windhauch erfüllte unser Haus mit diesem Duft.» Das EdT von Elie Saab gibt es in drei Grössen: 30 ml (Fr. 67.–), 50 ml (Fr. 98.–) oder 90 ml (Fr. 142.–). Im Handel ab Juni 2012.

3 — 1991 war das Geburtsjahr der Marke Nuxe, und deren erstes Produkt war das «Huile Prodigieuse». Die Formel besteht zu 98,1 Prozent aus Inhaltsstoffen natürlichen Ursprungs und ist angereichert mit Vitamin E. Es duftet nach Orangenblüte, Bitterorange und Mirabelle. Die silikonfreie Trockenölbtextur pflegt die Haut sehr sanft, die Geburtstagsedition gibt es in Apotheken und Warenhäusern für rund Fr. 44.– zu kaufen.

4 — Die Produkte von Kérastase kümmern sich kompetent ums Haar. Die Maske «UV Défense Active» kräftigt die Haarfaser und bereitet das Haar optimal auf die Sonne vor. Um Fr. 59.–. Im Fachhandel.

1



2



3



4



Die Wahllosigkeit der Gewählten

Von *Andreas Thiel* — Der Bundesrat ist wie ein Wähler, der die schlechteste Partei wählt und nachher behauptet, er hätte keine andere Wahl gehabt.

Andreas: Sagen Sie mal, Frau Widmer-Schlumpf, warum hat der Bundesrat Herrn Blocher verpöffen, nachdem er diesem doch äusserste Diskretion zugesichert hatte?

Eveline: Versprechungen, die der Bundesrat macht, haben generell nur so lange Gültigkeit, bis der Bundesrat seine Meinung ändert.

Andreas: Und damit ist ja ständig zu rechnen. EU-Beitritt ja, EU-Beitritt nein, CO₂-Reduktion ja, CO₂-Reduktion nein, das heisst eigentlich schon, aber neuerdings Atomausstieg ja, das heisst eigentlich nein, aber die Stimmung nach Fukushima war grad so emotional ... Ist Wankelmut unsere neue Staatsdoktrin?

Eveline: Es zeigt doch nur, wie dynamisch der Bundesrat ist.

Andreas: Dynamisch? Die Regierung will sparen und macht Schulden. Kurz darauf will sie noch mehr sparen und macht noch mehr Schulden.

Eveline: Aber wir sparen doch ...

Andreas: Nein, Sie verschulden uns nur langsamer. Wenn ich diesen Monat weniger Verlust schreibe als im letzten Monat, dann kann ich doch nicht zu meinen Aktionären gehen und sagen: «Wir befinden uns in der Gewinnzone.»

Eveline: Wollen Sie behaupten, der Bundesrat tue das Gegenteil dessen, was er sagt?

Andreas: Genau. Kurz nachdem der Bundesrat das Bankgeheimnis als unverhandelbar erklärt hatte, hat er schon darüber verhandelt.

Eveline: Wir haben gerettet, was zu retten war.

Andreas: So? Erst haben Sie noch verkündet, für Schweizer werde das Bankgeheimnis nicht gelockert, sondern nur für Ausländer, nur um Ihren Beamten die Gemeinheit zu erlauben, Ausländer schlechter zu behandeln als Schweizer. Und jetzt rufen Sie schon danach, man müsse gerechtigkeitsshalber die Schweizer gleich schlecht behandeln wie die Ausländer.

Eveline: Wir haben keine andere Wahl ...

Andreas: Sie sagen bei jedem Nachgeben, Sie hätten keine andere Wahl und Sie würden die Sache nun abschliessend unter den Tisch kehren, nur um sich dann eine Woche später erneut über ebendiesen ziehen zu lassen.

Eveline: Aber wir haben doch keine andere Wahl ...

Andreas: Der Friede in einem Land ist nur gewährt, solange der Staat privates Eigentum schützen kann. Sie hingegen blasen geradezu

zum staatlichen Angriff auf das private Eigentum.

Eveline: Ich weiss nicht, wovon Sie sprechen.

Andreas: Das habe ich befürchtet.

Eveline: Missfällt Ihnen sonst noch was an der Politik?

Andreas: Und ob. Ein gefallener Nationalbankpräsident, der über seine privaten Devisengeschäfte gestolpert ist, erteilt zusammen mit einer Wirtschaftsministerin, die ständig falsche Prognosen verkündet, am Swiss Economic Forum der Welt Ratschläge, wie man die Regulierungskrise wegeregulieren könnte. Was läuft hier schief?

Eveline: Keine Ahnung. Ich weiss auch noch immer nicht, warum Herr Hildebrand hat gehen müssen.

Andreas: Wegen Insidergeschäften.

Eveline: Was?

Andreas: Haben Sie es nicht gelesen?

Eveline: Ganz ehrlich, das habe ich nicht gewusst.

Andreas: Aber der Nationalrat, der den Verdacht auf Insidergeschäfte des Nationalbankpräsidenten diskret an den Bundesrat weitergeleitet hat, um darauf von diesem erst verpöffen, dann selber der Indiskretion bezichtigt und schliesslich, nach dem Fall des Nationalbankpräsidenten, an

dessen Stelle von der Justiz verfolgt zu werden, während der gescheiterte Nationalbankpräsident zusammen mit einer Bundesrätin am SEF der Welt erklärt, wie man die Welt verbessern könnte – den haben Sie gekannt, oder?

Eveline: Nein. Wer ist es?

Andreas: Christoph Blocher.

Eveline: Ah! Jetzt ist mir alles klar.

Andreas: Was ist Ihnen klar?

Eveline: Christoph Blocher ist schuld an den Devisengeschäften des Herrn Hildebrand.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Barbarisch und anders

Von *Peter Rüedi*



Alberto Nessi, 71, engagierter Humanist und Melancholiker in einem, gehört zu jenen weltoffenen Tessiner Schriftstellern, deren Literatur sich immer ihrer Herkunft im Lokalen versichert, sich also mit der Gefährdung dieser Beheimatung beschäftigt. Nessi ist in Chiasso aufgewachsen, dem Ort, an dem sich die Distanz zwischen dem Einst und dem Jetzt drastischer erfahren lässt als anderswo. Zu den Dingen, die er aus der so anderen Provinz der Jugend erinnert, gehören diejenigen des Alltags. Was die Menschen anders machten, damals. Und was sie anderes tranken.

Zum Beispiel den Barbera. Die Vorstellung vom Merlot-Land Tessin ist, historisch gesehen, ein Deutschschweizer Irrtum. Noch immer halten sich die einfachen Leute an Barbera aus der Literflasche. Der hat sich in den letzten Jahrzehnten zwar ebenso rasant entwickelt wie der Tessiner Merlot, ist aber, von einigen Ikonen abgesehen («Bricco dell'Uccellone» u. a.), der eine Hauswein der Piemontesen und insubrisch angrenzenden Weintrinker geblieben (der andere ist der Dolcetto). Früher reif, ertragreicher als die kapriziöse Nebbiolo, ergibt die Barbera eher tanninarme Weine mit relativ hoher Säure. Was heisst, dass ehrgeizige Produzenten nicht nur mit Mengenbeschränkung, sondern auch mit Barriqueausbau die Proletarierin salonfähig machen: Die Tannine aus dem Holz verhelphen dem oft kantigen, zu einem rustikalen, fettigen Teller Aufschnitt idealen Alltagswein zu Eleganz, Struktur, «Manieren».

Der Barbera d'Asti Superiore der Familie Rovero gehört in diese Kategorie. Er ist kein herausgeputztes Landei (was nur lächerlich wäre), sondern ein mit Umsicht auf- und ausgebauter toller Rotwein, schon jetzt wunderbar zu trinken, aber mit guten Aussichten auf ein Jahrzehnt Lebensdauer. Direkter, nicht tölpelhaft, aber handfest schnörkellos mit ziemlich barbarischer Barbera-Power heftet sich der Barbera d'Asti «Gustin» ziemlich adstringierend an Gaumen und Zunge. Der Liebhaber des Rustikalen wird sie nach ein paar Gläsern mit Vergnügen blauviolett versnobten Fein- und Weingeistern herausstrecken.

Fratelli Rovero: Barbera d'Asti Superiore Rouvè 2006. 14% Fr. 29.–. Barbera d'Asti Gustin 2007. 14,5% Fr. 17.40. Beide Küferweg. www.kueferweg.ch

Stickstoff mit russischem Salat

Der Moskauer Star-Koch Anatoly Komm war zu Gast in Zürich. Es war ein erstaunlicher Auftritt. Von David Schnapp



Russischer Humor: Küchenzar Komm.

Zwei Mal trat der russische Küchenzar Anatoly Komm letzte Woche in Zürich auf. Zum einen hatte das «Baur au Lac» den Moskauer Koch zum «Four Hands Dinner» eingeladen, bei dem Komm zusammen mit Laurent Eperon, dem Küchenchef des «Pavillons», ein 7-Gang-Menü präsentierte. Zum andern gab er am Sonntag seinen Berufskollegen bei der Fachmesse «Chef-Sache Alps» Einblick in sein Schaffen.

In Moskau ist Anatoly Komm ein Star. Er hat traditionelle, eher schwere russische Gerichte mit den Techniken der modernen Küche im Wortsinn pulverisiert, neu zusammengesetzt und erleichtert. 2011 lag Komm mit seinem ironisch benannten Lokal «Varvary» (Barbaren) auf Rang 48 von «The World's 50 Best Restaurants», dieses Jahr hat es ihn auf Rang 60 zurückgeworfen, vielleicht weil er viel zu tun hat. Mittlerweile betreibt er diverse Lokale und ist mit seinen Gerichten auf Welttournee, die ihn

über Zürich, Lausanne, Genf, Helsinki bis nach Singapur, Hongkong und Madrid führt.

Der Russe ist ein ebenso origineller wie geschäftstüchtiger Mann mit einer ungewöhnlichen Karriere. Erst 2001 eröffnete der Geophysiker und Ingenieur für Kältetechnik sein Restaurant. Da war er Mitte dreissig und kam aus dem internationalen Modebusiness. So geht



Schnee im Sommer: «Summer Lawn».

Komm unbeschwert und analytisch an traditionelle Nationalgerichte. «Wir müssen verstehen, was mit den Dingen passiert», sagt Komm und bringt flüssigen Stickstoff zum Einsatz, mit dem sich Lebensmittel bei -196 Grad Celsius schockgefrieren lassen. Komm zaubert auf seine Vorspeise «Summer Lawn» (Sommerwiese) einen Schnee aus eiskaltem Frischkäse. Es entwickelt sich ein schönes Spiel mit Texturen, Aromen und Temperaturen auf dem Teller. Die «Sommerwiese» besteht aus vielen Komponenten; ein wachswichtiges Ei wird mit Trüffelcreme aus einer Spritze «geimpft», es gibt knackigen grünen Spargel, eine leicht bittere Sauce aus Kerbel und Spinat, knusprige Brösel und so weiter.

Viel Show, weniger Geschmack

Den russischen Salat, ein Festtagsgericht aus Lagen von Kartoffeln, Karotten, Randen, Eigelb, Eiweiss, Hering und Mayonnaise, hat Komm auf die Grösse einer Sushi-Rolle geschrumpft. Weil Algen als Verpackung nicht in Frage gekommen seien, habe er ein Randpapier erfunden. Dafür wird Randensaft mit dem Bindemittel Gellan gemischt und mit einer Farbspritzpistole dünn auf eine Metallfläche aufgetragen. Nach 48 Stunden lässt sich die Masse wie ein Papier abziehen. Das ist zwar originell, ändert aber geschmacklich nicht viel an dem eher schweren russischen Salat.

Auch am Borscht, dem Eintopf mit einer Bouillon aus Randen mit geschmortem Fleisch und Zwiebeln, hat Komm Hand angelegt. Im Teller liegt zunächst ein grosser weisser Ball: der obligatorische Sauerrahm als hauchdünne, gefrorene Kugel. Dann wird heisse Randensuppe über die Kugel gegossen, die pittoresk schmilzt und sich mit dem Rest seines «Borscht with Foie gras» mischt, darunter zwei kleine Schnitzel gebratener Foie gras. Mit einem Augenzwinkern sozusagen wird aus einem Bauernessen Haute Cuisine. Komm hat durchaus Humor und Sinn für Technik, aber geschmacklich ist seine Küche, soweit wir das probieren konnten, weniger aufregend als die Show, die er um sie macht.

Restaurant «Pavillon», Talstrasse 1, 8001 Zürich.
Tel. 044 220 50 22. Sonntags geschlossen
Anatoly Komm: www.anatolykomm.ru
Kochmesse: www.chef-sache-alps.com



Nationalgericht, modern: Borscht mit Foie gras.



Auto

Der Rest ist Motor

Offen fahren mit Kraft und Stil: der Mercedes SLS AMG Roadster. Erster Teil einer kleinen Luxus-Cabrio-Serie. *Von David Schnapp*

Das Auto mit den Flügeltüren ist seit 2009 der Star des Hauses Mercedes. Der SLS AMG hat für die Marke eine enorme Bedeutung, Designelemente daraus tauchen in vielen anderen Baureihen auf. In diesem Sommer nun gibt es den Flügeltürer ohne Flügeltüren – dafür mit einem straff sitzenden Stoffverdeck. Ganz ehrlich: Ich finde, der offene SLS ist der bessere SLS. Die nach oben aufschwingenden Türen sehen zwar auf Fotos toll aus. Aber wer je auf einem öffentlichen Parkplatz versucht hat, einigermaßen mit Haltung und ohne dabei den Kopf anzuschlagen, aus einem SLS Coupé

zu steigen, weiss, dass Flügeltüren zwar eine schöne, aber nicht die beste Lösung sind.

Das Cabrio hat noch einen Vorteil: Man hört bei offenem Verdeck den Motor besser. Das ist fast das Wichtigste am SLS, neben dem herausragenden Design und den wunderbaren Fahreigenschaften natürlich. Das Design: Die Proportionen des SLS sind klassisch, kurzes Heck, muskulöse Flanken wie bei einem Rennpferd, und der Rest ist Motor. Als Fahrer blickt man von tief unten über eine ewig lange Haube, darunter bollert der grossvolumige Saugmotor; es ist ein schöner Anblick. Die Fahreigenschaften: Kritiker sagen, der SLS sei für einen Supersportwagen zu schwer und habe einen zu langen Radstand. Der SLS ist eher ein Gentleman-Renner, ein Auto, das Eleganz und Kraft auf höchstem Niveau vereint. Auch wenn es Autos gibt, die leichter um Kurven und Serpentine zu jagen sind, habe ich mit dem geschlossenen SLS mal in einem Tag zehn Schweizer Pässe gemacht. Es war eine Fahrt, die mir bis heute ein Lächeln entlockt, wenn ich daran denke.

Mit dem SLS Roadster habe ich hingegen gepflegte Ausfahrten durch blühende Schweizer

Frühlingslandschaften gemacht. Dem Zürichsee entlang, über Feusisberg Richtung Ägerisee zum Beispiel und weiter nach Morschach und dann den Vierwaldstättersee entlang. Es war Sonntag, und die Schweiz war unterwegs. Zu Fuss, zu Fuss mit Stöcken, auf Rollen, auf Rollen mit Stöcken, auf Velos, Töffs ... Der SLS schien mir da die beste Möglichkeit, durch den Frühling zu röhren.

Kraft macht Töne

Damit kommen wir zur Musik, die das Meisterstück von AMG macht: Anders als ein Maserati-Cabrio, das ganze Auspuff-Arien hervorbringt (*Weltwoche* Nr. 18/12), hat der SLS eine kernige, männliche Art, Kraft in Töne umzusetzen. Wie eine Gewitterwolke hängt das Donnern des Auspuffs über dem Wagen, gezielte Benzininjektionen sorgen beim Runterschalten für kleine Zwischenknaller, dass es eine Freude ist.

Solange ich den SLS Roadster fahren konnte, war mir kein Vorwand zu billig, um damit loszudonnern, morgens um sieben bei strömendem Regen schnell zum Bäcker, später Mittagessen auf einer Autobahnraststätte – da muss man ja auch erst mal hinkommen. Das sagt fast alles über dieses Auto, aus dem man nie mehr aussteigen möchte, wenn Mensch und Maschine einmal warmgelaufen sind.

Nächste Woche: der Jaguar XKR-S Convertible

Mercedes SLS AMG Roadster

Leistung: 571 PS, Hubraum: 6208 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 317 km/h
Preis: Fr. 257 000.–



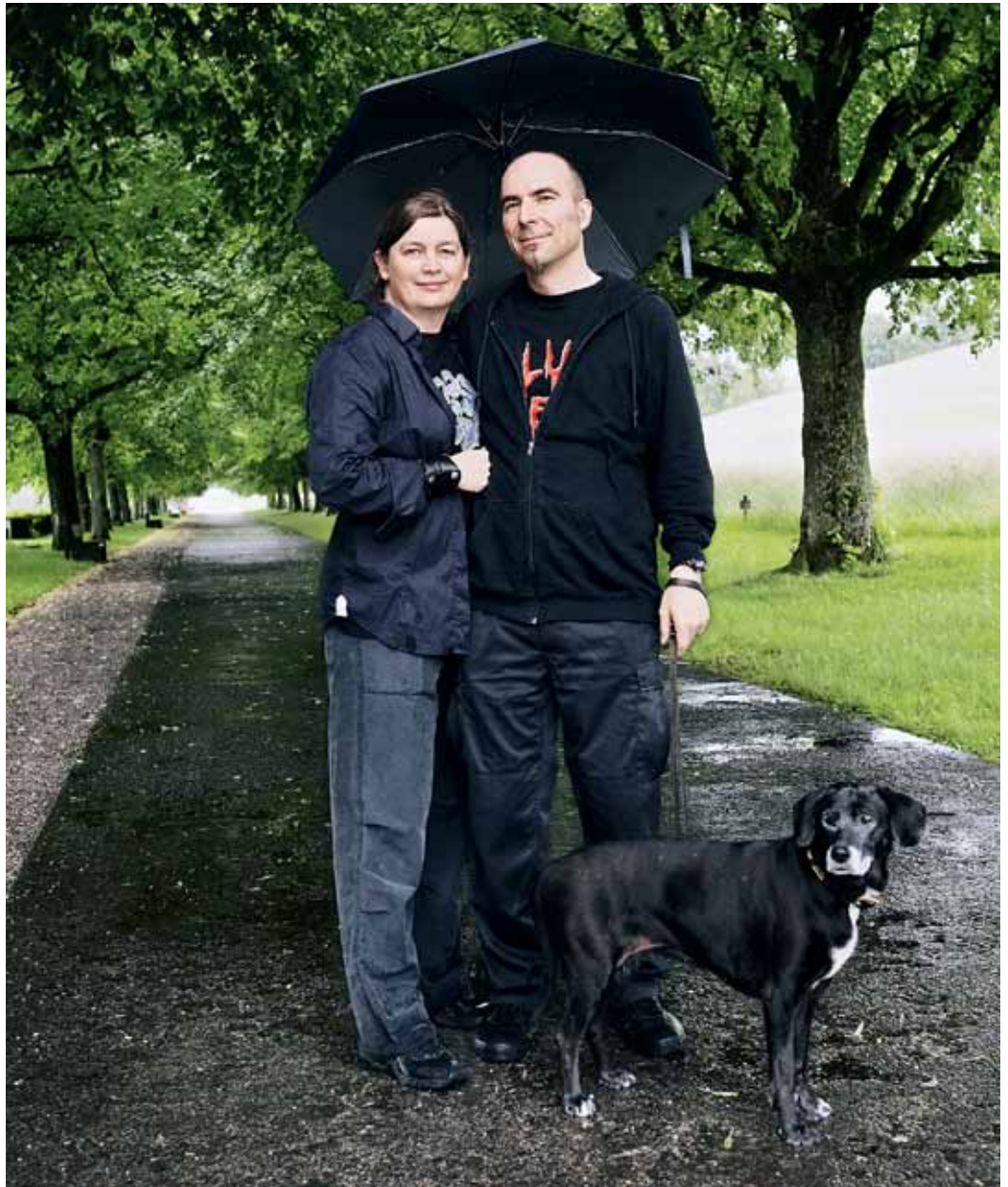
Mit lieben Grüßen

Die Menschenrechtsaktivisten Daniela Truffer, 46, und Markus Bauer, 49, sind seit fünf Jahren ein Paar. Gemeinsam kämpfen sie für eine Sache.
Teil 1

Daniela: Ich besuchte ein Seminar der Universität Zürich: «Populäre Literatur und Medien». Markus war einer der Leiter und gab eine Vorlesung. Danach kamen wir ins Gespräch und gerieten sofort in eine Auseinandersetzung zu irgendeiner Frage, die meine Seminararbeit betraf.

Markus: Ich hatte seit einigen Jahren keine Beziehung mehr gehabt. «Frauen halten einen nur von der Arbeit ab» war mein Motto. Meine eigenen Projekte – also jene Tätigkeiten, mit denen ich kein Geld verdienen muss – hatten in meinem Leben immer oberste Priorität. Ich bewegte mich über zehn Jahre in der Zürcher Hausbesetzer-Szene und befasste mich seit Mitte der achtziger Jahre auch mit verschiedenen Aspekten der Subkultur. Dazu gehörte auch ein Interesse an Science-Fiction- und Horrorfilmen. Das eine führte zum andern. Unser Film mit dem Titel «Blutgeil» war als Satire auf die damaligen Verhältnisse zwischen Hausbesetzern und Polizei gedacht. Er provozierte einen Riesenskandal und ist bis heute verboten. Am Schluss sass ich einen Monat lang im Gefängnis, und so wurde ich zusätzlich politisiert. Zu meinen früheren Aktivitäten stehe ich immer noch, denn sie zeigten mir, dass man etwas bewirken kann, wenn man mit Leidenschaft und Überzeugung für seine Anliegen eintritt. Und: Mit fadenscheinigen Erklärungen sollte man sich zudem niemals abspesen lassen.

Daniela: Bei unserem ersten gemeinsamen Bier erfuhr ich von seiner Vergangenheit und den Resultaten seines Engagements: Den damaligen Aktivisten ist es mit zu verdanken, dass die Form der Gummigeschosse so verändert wurde, dass sie nun weniger schwere Verletzungen bewirken. Auf das den Wasserwerfern beigemischte Tränengas, das Verbrennungen auf der Haut bewirkte, wird heute ebenfalls verzichtet. Beim zweiten Bier hat es ein wenig gefunkt, wieso verstand ich am Anfang auch nicht. Zu diesem Zeitpunkt sah ich mich als Einzelgängerin, war ziemlich verschlossen und traute eigentlich nur mir selbst und meinem Hund über den Weg.



«Die ganze Wahrheit am Anfang»: Liebespaar Bauer-Truffer.

Markus: Als ich wieder zu Hause war, erreichte mich eine E-Mail. Im angehängten File befand sich ein Artikel, in dem eine anonymisierte Frau eine unglaubliche Geschichte erzählte: Als intersexuelles Baby geboren – also als Kind, das weder klare männliche noch weibliche Geschlechtsmerkmale aufweist –, wurde es als Neugeborenes zum Mädchen operiert. Spätere Untersuchungen ergaben zwar, dass es sich genetisch um einen Jungen handelt, aber da trug das Kind bereits Mädchenkleider und wurde entsprechend erzogen. Am Schluss der E-Mail stand: «Das bin ich. Liebe Grüsse Daniela».

Daniela: Bevor ich Markus kennenlernte, lebte ich über zwanzig Jahre in einer festen Partnerschaft. Mein Freund wusste, dass ich als Zwitter geboren war, und hatte keine Probleme damit. Obwohl mich mein Zustand sehr beschäftigte, sprachen wir nicht darüber. Ich kapselte mich ab. Ich war einsam. Mein Geheimnis war auch etwas Unerhörtes, weil Abnormales. So war es mir in der Kindheit ver-

mittelt worden. Erst mit 35 begann ich, mich mit diesem Schicksal auseinanderzusetzen, suchte Kontakt zu anderen Betroffenen und machte eine langjährige Psychoanalyse. Nach der Trennung von meinem damaligen Freund war mir klar, dass ich mich nicht wieder auf jemanden einlassen kann, ohne von Anfang an die ganze Wahrheit zu sagen.

Markus: Ich war, gelinde gesagt, überrascht. Und schockiert, dass sie so viel durchmachen musste. Ich war aber weiterhin an Daniela interessiert, beschäftigte mich bald intensiv mit der Thematik und bestärkte sie darin, die Fesseln der Vergangenheit abzuwerfen und aus dem Schatten dieser Geschichte herauszutreten, die nicht beim Namen genannt, unter den Teppich gekehrt wird und viele andere Menschen unglücklich macht. Seither sind wir unzertrennlich und kämpfen für eine gemeinsame Sache.

Nächste Woche: Teil 2
Protokoll: Franziska K. Müller

Den Freundeskreis immer dabei? Sie haben es in der Hand.

Mit dem Nokia Lumia 900.

Bleiben Sie immer und überall mit Ihren Freunden in Verbindung durch Live-Updates auf Ihrem Startscreen. Und zusammen mit dem besten Netz holen Sie das Beste aus Ihrem Nokia Lumia 900. **Dafür engagieren wir uns.** Jeden Tag in der ganzen Schweiz. www.swisscom.ch/nokia

CHF 99.-*



Erneut Testsieger gemäss Fachzeitschrift connect

Schnellstes Netz gemäss Kassensturz-Test 9/2011



swisscom



* Gilt bei Gerätekauf und gleichzeitigem Abschluss eines neuen Swisscom Abos NATEL® liberty largo (CHF 75.-/Mt.). Mindestvertragsdauer 24 Monate. Preis des Gerätes ohne Abo CHF 749.-. Exkl. SIM-Karte für CHF 40.-.